

III. Mythenlektüren: Feministische Relektüren des Subjekts

»Die Proletarier sagen ›wir‹. Ebenso die Schwarzen. Indem sie sich selbst als Subjekte setzen, verwandelten sie die Bourgeois, die Weißen, in die ›Anderen‹. Die Frauen sagen nicht ›wir‹, es sei denn auf bestimmten Kongressen, die aber theoretische Kundgebungen bleiben; die Männer sagen ›die Frauen‹, und diese greifen die Worte auf, um sich selbst zu bezeichnen; aber sie setzen sich nicht eindeutig als Subjekt.« (de Beauvoir 1968, 13)

1. Das weibliche Subjekt zwischen Geschichte und Mythos

Das »Begehren der Frau zur Subjektwerdung« (Weigel 1990, 22) gehört seit de Beauvoir zu den zentralen Leitmotiven, die den feministischen Diskursen explizit oder implizit, sei es in affirmativer oder ablehnender Weise, unterlegt ist. Die Literaturwissenschaftlerin Sigrid Weigel verortete dieses Begehren als Effekt symbolisch-gesellschaftlicher Aus- und Einschließungsprozesse im Spannungsfeld von Mythos und Aufklärung, von tradierter und ausgelassener Geschichte. Da eine weibliche Tradition in Geschichte und Literatur als solche nicht vorgefunden werden konnte, galt es der frühen feministischen Forschung, sie »aus den Zeichen des Mangels und der Abwesenheit zu entziffern« (Weigel 1990,

252). Sobald das Subjekt also unter Geschlechterperspektive betrachtet wurde, präsentierte es sich keineswegs mehr als unhintergehbare Voraussetzung. Vielmehr erwies sich die Frage nach einem weiblichen Subjekt von vornherein als die nach seiner Lektüre: Hermeneutische Entzifferungsarbeit, das Aufdecken von blinden Flecken im Lesen »gegen den Strich« dominierender Texte wurde zum zentralen Werkzeug feministischer Kritik.

Die Geschichte des »Subjekts Frau« wurde entsprechend zunächst in negativer Form geschrieben, als Geschichte des Ausschlusses oder der Verhinderung weiblicher Subjektivität bzw. Subjekthaftigkeit: »Während sich Mann- und Subjektsein wechselseitig stabilisieren, widerstreiten sich Frau- und Subjektsein ständig«; so Maihofers Befund zum geschlechtlichen Charakter des modernen Subjekts, der als Effekt der Aufklärung bis heute wirksam sei (1995, 103). Die Aufklärung und das von ihr sanktionierte Modell des modernen Subjekts stellt für die feministische Subjekt-Diskussion in positiver wie negativer Hinsicht einen zentralen Bezugspunkt dar. Die seit dem (bürgerlichen) Feminismus des 19. Jahrhunderts gestellten Ansprüche auf Emanzipation, Individualität und bürgerliche Freiheiten waren eine zentrale Grundlage feministischer Politik. Zugleich bildete die Aufklärungskritik ein konstituierendes Moment des feministischen Diskurses: Aufgezeigt wurde, wie die bürgerliche Ordnung mit ihren Ansprüchen auf Autonomie und Selbstbestimmung, selbstreflexive Vernunft und potenzielle Handlungsfreiheit allein dem universal gesetzten, männlich konnotierten Subjekt zugestanden, Frauen dagegen das Mensch- und Bürgersein abgesprochen wurde.¹

Der Subjektstatus erschien deshalb dort für Feministinnen erstrebenswert, wo er als Rechts- oder Vernunftkategorie den Zugang zum Allgemeinen eröffnet. Andererseits wurde die Existenzweise moderner Individualität nicht nur uneingeschränkt favorisiert, sondern auch als unangemessen für Frauen aufgefasst bzw. als geschlechtsspezifisch männliche Form des Selbstverhältnisses und der Selbst-Autorisierung auf der Grundlage von Selbst- und Fremdunterwerfung abgelehnt.² Im Zuge der »Postmoderne«-Debatte wurde schließlich das Subjektmodell auch unter der Genderperspektive einer grundlegenden Kritik unterzogen: Die Prinzipien rationaler Vernunft, Selbstbewusstsein und Handlungsfreiheit erschienen als vergeschlechtlichte, kulturelle Konstrukte, die nicht nur auf selbstverkenneenden Abspaltungen – von Körper, Natur, Weiblichkeit – beruhten, sondern darüber auch Machtverhältnisse begründeten.

1 Vgl. Maihofer 1995 (insbes. 159ff); Fraisse 1995.

2 Z.B. von Maihofer (1995, 115).

Dieses spezielle Geschlechtermacht-Verhältnis wurde ebenfalls auf die Aufklärung zurückgeführt. Epistemologisch markiert die Aufklärung den Zeitpunkt der Herausbildung einer wesenhaft biologischen Begründung des Geschlechts und der Naturalisierung der Geschlechterdifferenz. Die asymmetrische Struktur des Geschlechterverhältnisses wurde in unterschiedlichen Modellen historisch aufgearbeitet. So im Modell der Geschlechtscharaktere, die Karin Hausen (1977) als Effekt der Verinnerlichung biologischer Zuschreibungen im Zusammenhang mit der Dissoziation von Öffentlichem und Privatem, von Erwerbs- und Familiensphäre begriff. In ähnlicher Stoßrichtung beschrieb Claudia Honegger (1991) einen Bruch für die Wende zum 19. Jahrhundert, in der sich vor dem Hintergrund politisch-gesellschaftlicher Neuordnungen eine weibliche »Sonderanthropologie« herausbildete, mit der ein Wesensunterschied zwischen den Geschlechtern über eine radikal differente Anatomie begründet wurde. Diese Wesensbestimmung wurde allein an der Frau festgemacht, die damit über eine besondere physio-psychologische Verfassung ihre Zuweisung zum Partikularen erhielt, wogegen sich der bürgerliche Mann als universeller Mensch abgrenzen und konstituieren konnte. (Dass dies auch von bürgerlichen Frauen als affirmative Selbstzuschreibung genutzt wurde, um sich von adeligen wie proletarischen Frauen abzugrenzen, darauf wies Maihofer hin; 1995, 26). Thomas Laqueur zeigte, dass diese grundlegende Differenzierung nicht auf der Ebene der Ausbildung eines Geschlechtscharakters auf der Grundlage bzw. Abwesenheit des (in seiner Ganzheit neu formierten) weiblichen Körpers verblieb. Sondern die Wahrnehmung von Körpern insgesamt veränderte sich von einem Ein-Geschlechtermodell quantitativer, hierarchisch organisierter Unterschiede zu einem Zwei-Geschlechter-Modell qualitativer Differenz, so dass sich der weibliche Körper als Deutungsschema der Unvergleichbarkeit der Geschlechter verfestigte (Laqueur 1992, hier 220ff).³

- 3 Diese Geschichtsschreibung ist durchaus umstritten, insofern die Zuspitzung der Geschlechterfixierung auf ein neues und abgrenzbares, der Aufklärung geschuldetes Phänomen nicht unwidersprochen blieb (zur Kritik des »Geschlechtscharakters« als zeitlich fixiertes und zugleich universal angesetztes Konzept Knapp 1993, Cyrus 1993). Die Kritik steht im Zusammenhang mit der Frage, wann die Herausbildung des modernen Subjekts angenommen wird (vgl. etwa zur Herausbildung des Künstlers als Vorbild des bürgerlichen Subjekts bereits im 15./16. Jahrhundert Schade/Wenk 1995) – sowie der Klassifikation der Moderne selbst (im weiteren Sinne als Entwicklung seit der frühen Neuzeit; im engeren in der foucaultschen Geschichtsschreibung seit dem 18./19. Jahrhundert). An dieser Stelle geht es mir lediglich darum, ein feministisches Verständnis von Geschlecht als historische Konstruktion aufzuzeigen.

Die historische Aufarbeitung folgte vielfach dem Aufweis der Vorherrschaft kultureller Mythen generalisierter Weiblichkeit, wie sie von Simone de Beauvoir als asymmetrische Figurierung der Frau als das Andere des menschlichen Subjekts in *Das andere Geschlecht* (1969, orig. 1949) aufgearbeitet wurde. De Beauvoirs Kritik des kulturellen Mythos von Weiblichkeit wies einen Weg, mit dem zunächst die Geschichte der Verhinderung und des Mangels erzählt werden konnte, mit dem das *Deuxième Sexe* als Projektionsfläche des Mannes behaftet war. Zugleich konnte die Notwendigkeit von Selbstentwürfen begründet werden. De Beauvoir etablierte die Lektüre kultureller Mythen als erkenntnistheoretischen Leitfaden, aus dem ein struktureller, relational bestimmter Ort von Frauen in der Kulturgeschichte abgeleitet wurde. Zugleich wurde den Mythen ein produktiver Charakter zugesprochen, insofern sie universale Ideen transportierten und, so de Beauvoir, den Individuen ihr Gesetz und ihre Sitten in bildhafter Form »aufzwingen«, denn »in Gestalt des Mythos schmeichelt sich der kollektive Imperativ in jedes Bewußtsein ein.« (de Beauvoir 1968, 259).

Der Geschlechter-Imperativ, demzufolge sich die auf der Naturseite verortete Weiblichkeit gegenüber dem auf der Kulturseite situierten Männlichen unzuordnen hat, gründete bei de Beauvoir in der Entgegensetzung von Subjekt und Objekt, verknüpft mit der Zuschreibung von Sein und Mangel.⁴ Im Unterschied zu späteren feministischen Kritiken übernimmt de Beauvoir diese Dualismen, die, wie in den vorangegangenen Kapiteln gezeigt, den nicht-feministischen Subjektdiskurs entscheidend bestimmten. De Beauvoir begründete die Notwendigkeit der Entgegensetzung des anderen seiner selbst (des Objekts) für die Subjektkonstituierung sowohl anthropologisch (mit der binären Struktur der Kultur bei Lévi-Strauss, de Beauvoir 1968, 11) als auch philosophisch (mit dem Hegelschen Subjekt, ebd.) als unhintergebar. Und sie folgt dem existentialistischen Diktum, demzufolge der Mangelzustand der

4 Klinger hat dieses Verhältnis idealtypisch im logischen Terminus des komplementären Gegensatzes beschrieben, bei dem sich (im Unterschied zu einem konträren Gegensatz) A und Nicht-A im Sinne von Entweder-Oder gegenüberstehen. Dabei erfährt nur der erste Term eine positive Bestimmung, während der zweite Term als Mangel bzw. Nicht-Sein gesetzt ist: »Insofern als die Frau nicht in einem autonomen, positiv gesetzten Sinn Anderes ist, wie B zu A, läuft ihr Nicht-A-Sein auf eine negative, mindere, schwächere, kleinere Version von A hinaus. Das ist es, was ihren ontologischen ebenso wie ihren gesellschaftlichen Status sekundär macht: Der Zutritt zu den symbolischen und materiellen Ordnungen der ›Welt‹ ist ihr verwehrt, aber doch ist sie nicht frei und unabhängig, sondern ihnen unterworfen, d.h. sie ist gezwungen Gesetzen zu gehorchen, an deren Setzung sie keinen Anteil hat.« (Klinger 1995, 42f).

menschlichen Existenz im fortwährenden Streben nach Transzendenz in die Verwirklichung von Freiheit, der wahren menschlichen Bestimmung, überführt werden müsse.⁵ Darüberhinaus zeigte de Beauvoir, dass die menschliche Existenz keineswegs geschlechtsneutral gedacht war: Die Frau als »die Andere innerhalb eines Ganzen, in dem beide Extreme einander nötig haben« (de Beauvoir 1968, 13) verkörperte vielmehr den quasi-natürlichen Zustand, ein immanentes Sein, welches sich das männlich konnotierte, durch »Mangel an Sein« gekennzeichnete Subjekt zugleich als Objekt aneignet und dem es sich im Streben nach Transzendenz entgegensetzt. Die weibliche Besetzung der Objektseite erhielt also eine kulturelle Begründung, die zu einer der bekanntesten feministischen Leitparolen wurde: »Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es.« (de Beauvoir 1968, 265)

De Beauvoirs Schlussfolgerung aus ihrer Analyse des (selbverschuldeten) Verharrens von Frauen in der (nicht selbst verursachten) Unmündigkeit lautete bekanntlich, Frauen sollten sich individuieren, indem sie sich selbst im Sinne dieses Subjektmodells gestalten, d.h. eine Selbstübersteigung des körperlichen Seins durch das Bewusstsein anstreben. Kulturelle Mythen erhielten bei de Beauvoir dafür einen zentralen Stellenwert, insofern sie – ebenso wie literarische Erzeugnisse – projektive Entwürfe des Selbst darstellten, die als Spiegelungs- und Überschreitungsmoment Subjektivierungen ermöglichen – oder aber, wie die Kulturgeschichte in Bezug auf Frauen zeigt, verhindern:

»Zu jedem Mythos gehört ein Subjekt, das seine Hoffnungen und Ängste in einen überweltlichen Himmel projiziert. Da die Frauen sich nicht als Subjekt gesetzt haben, haben sie auch keinen männlichen Mythos geschaffen, in dem sich ihre Entwürfe spiegelten; sie haben keine Religion und keine Poesie, die ihnen eigen ist; selbst wenn sie träumen, tun sie es durch die Träume der Männer.« (de Beauvoir 1968, 155)

Umgekehrt hielt die ästhetische Bestimmung von Weiblichkeit als Ergebnis kultureller Sinngebungsprozesse, welche die Wirklichkeit von und für Frauen bestimmen, auch ein Versprechen auf Veränderung mittels ästhetischer Strategien der Umwertung bereit. »Die Frau«, schreibt de Beauvoir, »ist nicht das Opfer eines geheimnisvollen, unabwendbaren Schicksals. Die Besonderheiten, die ihr eigentümlich sind, werden durch

5 »Jedes Subjekt setzt sich konkret durch Entwürfe hindurch als eine Transzendenz; es erfüllt seine Freiheit nur in einem unaufhörlichen Übersteigen zu anderen Freiheiten, es gibt keine andere Rechtfertigung der gegenwärtigen Existenz als ihre Ausweitung in eine unendlich geöffnete Zukunft.« (de Beauvoir 1968, 21).

die Sinngebung bedeutungsvoll, die ihr anhaftet. Sie lassen sich überwinden, sowie man sie unter neuen Gesichtspunkten erfäßt.« (ebd. 1968, 677).

Dass sich eine solche Setzung des Selbst nicht ungehindert gegen die vorherrschenden Weiblichkeitsmythen praktizieren läßt, bewog de Beauvoir zu einem Zwischenschritt: Die Etablierung eines kollektiven Subjekts, über welche die partikulare Eigenheit des »Frau-Seins« als Identitätsform anerkannt werden solle. Denn erst sie führe zu der Gestaltung von Mythen und Träumen, Geschichten und Poesie als *eigenen* und setzt damit die subjektkonstituierende Differenz. Die angestrebte Autonomie werde jedoch erst dann erreicht, wenn Frauen sich, ebenso wie Männer, als Einzelsubjekte und zugleich als Allgemeines setzten, anstatt als Kollektivobjekt und partikulares Geschlechtswesen definiert zu »sein«. Zur Existenz kommen bedeutete für de Beauvoir also, dass Frauen zwei Schritte vollziehen müssen: Zunächst galt es, über den Entwurf von Gegenmythen einen (immanenten, unbewusst-tierhaften) Seinszustand zu verlassen, jedoch nur, um die so gewonnene Individualität wiederum (wenn auch nur punktuell) zugunsten eines Allgemeinen, das einen Weltzusammenhang herstellt, zu überwinden.

Zwar wurde in der Folge die existentialistische Wendung zur Transzendenz schnell fallen gelassen und als genuin männliche Denkform denunziert. De Beauvoir hat aber nichtsdestotrotz Frauen auf theoretischer Ebene anschlussfähig gemacht an die Problematik des Subjekts der Moderne, das den Ausweg aus dem Verlust des Weltbezugs in der Überwindung der Form des Individualsubjekts sucht – und dies vorzugsweise in poetischer Sprache.

Zugleich zeichnet sich eines der wirkungsmächtigen Paradoxe in der auf de Beauvoir folgenden feministischen Theorie und Politik ab, nämlich die Forderungen nach Autonomie eines weiblichen Subjekts bei gleichzeitiger Anerkennung des heteronomen Zustands jeglicher Subjektivität. Sowie die widerstreitenden Zuschreibungen partikularer bzw. universaler Geltungsmacht eines weiblichen Subjekts, das wahlweise als Kollektivsubjekt wie als Individuum bestimmt wurde. Schließlich stand damit auch in Frage, inwiefern die Geschlechtsidentität eine ausreichende Grundlage von Subjektivität darstellt. Die Historikerin Geneviève Fraisse formulierte die Widersprüchlichkeiten des »Subjekts Frau« folgendermaßen:

»Das Subjekt Frau, wie es die Geschichte des Feminismus hervorgebracht hat, ist zugleich geschlechtsneutral und geschlechtsbestimmt, und es sucht zwei Bewegungen gegeneinander auszubalancieren: Die eine zielt darauf ab, mit der Abhängigkeit eines durch seine Bezüge zu anderen zerstückelten Wesens

Schluß zu machen, während die andere darum weiß, dass das Subjekt Frau nur einen Teil der Frau als einem menschlichen Wesen ausmacht, denn das Verhältnis der Frau zur Welt erschöpft sich nicht allein in diesem Subjekt.« (Fraisse 1995, 163)

Fraisse beschrieb das »Subjekt Frau« historisch als kollektive Repräsentation des Protestes gegen die patriarchale Ordnung wie der Forderung nach Anerkennung eines »Individuums Frau«. Es fungierte, ganz im Sinne von de Beauvoirs Mythos, als Grundlage einer politischen Identität, auf der der überindividuelle Anspruch vertreten wurde, Frauen als »selbstbestimmte Wesen und Urheber ihres eigenen Gesetzes« (Fraisse 1995, 144) – also als autonomen Subjekte – zu denken und darzustellen. Um auf ein weibliches Allgemeines zu referieren, das von dessen patriarchaler Bestimmung unterschieden blieb, wurde regelmäßig eine »neue Frau« (ebd., 158) entworfen, mit der diese Eigenheit negativ wie positiv seine Benennungen fand, idealerweise in einer »Mischung aus Besonderem und Allgemeinen«:

»Das Bild der »neuen Frau« rangiert zwischen der traditionellen Figur der Frau und dem Traum vom »neuen Menschen«; es definiert sich durch eine Mischung aus positiven und negativen Attributen. Mit den Negativzuschreibungen wird ihr Ausgeschlossen-Sein benannt, um daraus die entsprechenden Konsequenzen zu ziehen [...] die Diskurse zählen die verschiedenen traditionellen Stellungen der Frau als Tochter, Gattin und Mutter auf und kritisieren sie, um sie neu zu bestimmen und aufzuwerten. Dem werden noch die Eigenschaften der Arbeiterin und Staatsbürgerin hinzugefügt, und so haben wir es mit einer Neubestimmung des Weiblichen zu tun, in die der männliche Allgemeinheitsanspruch mit eingeht, eine Mischung aus Besonderem und Allgemeinen.« (Fraisse 1995, 158f)

Doch mit eben dieser positiven Benennung entwickelte sich der Anspruch des »Subjekts Frau« zur normativen Bestimmung eines »weiblichen Subjekts« auf der Grundlage der jeweils vorherrschenden feministischen Vorstellung.⁶ Dies führte, wie Ende der 70er Jahre deutlich wurde, zu dem Problem, dass das damalige Subjekt Frau nur für einige Feministinnen eine Identifikationsmöglichkeit bot, nämlich für diejenigen, die dem Standard weißer, westlicher Mittelschichtsfrauen entsprachen,

6 Fraisse unterschied zwischen »Subjekt Frau« als formale und »weiblichem Subjekt« als konkreter Bestimmung von Individualität. Dass auch diese »formale« Bestimmung bereits inhaltliche Voraussetzungen hat, wurde mit feministisch-dekonstruktiven Ansätzen thematisiert. Ich verstehe im folgenden in Anschluss daran Fraisses »neue Frau« als jegliche Gestalt von Subjektivität.

während es theoretisch und politisch die Individuierung derjenigen ausschloss, für die die inhaltlichen Bestimmungen nicht zutrafen bzw. die eine Identifikation mit der jeweiligen Figur ablehnten.⁷ Autonomie ließ sich also nicht mit einer universalen Weiblichkeit begründen, da sich die behauptete Universalität wiederum als partikular erwies.

Eine Schlussfolgerung aus dem Dilemma partikularer und universaler Ansprüche, wie sie als »postmoderne« oder »anti-essentialistische« Positionen ab Mitte der 80er diskutiert wurde, bestand darin, den Anspruch auf Universalität mitsamt der Form des Subjekts als festschreibende, unitäre Identitätsnorm zu verabschieden. Auch hier erwies sich der Relativismus als viel diskutiertes Problem: Lässt sich ohne Bezug auf eine allgemeingültige Identität überhaupt ein politisches, feministisches Interesse repräsentieren, ist also eine weibliche Identität eine notwendige Voraussetzung feministischer Theorie und Emanzipationspolitik, oder bedeutet gerade umgekehrt, wie die Kritikerinnen einwandten, die Postulierung eines privilegierten Standpunkts auf der Basis unbefragter Gegebenheiten die Grundlage von Machtstrukturen in der Tradition der Aufklärungsgeschichte?

Unter dem Vorzeichen der Geschlechterordnung wiederholt sich also die bisher beschriebene Subjekt-Problematik, dessen Kern in der Frage nach der Notwendigkeit eines Subjekt-Schemas besteht. Allerdings wurde diese Frage im feministischen Kontext unter anderen Voraussetzungen gestellt. Die Rede von *Tod* und *Überwindung*, die, wie noch gezeigt wird, auch in den feministischen Diskursen ihren Platz hat, galt zunächst nicht dem *Subjekt*- sondern dem Frauen zugeschriebenen *Objekt*-status. Vor diesem Hintergrund war so etwas wie ein weibliches (oder im weiteren Sinne vergeschlechtlichtes) Subjekt von vornherein nur als Setzung denkbar, als eine kollektive, (diskurs-)politische Leistung. Daraus resultiert auch die besondere Bedeutung, die der poetischen Sprache und insbesondere auch der Metapher für diesen Prozess zugeschrieben wird, wie ich im Folgenden zeigen möchte.

Das Problem der Repräsentation des Subjekts verschärfte sich mit der Frage nach der Repräsentation von Weiblichkeit: Vor der Frage, wie *wünschenswert* eine solche sei, ging es zunächst darum, inwieweit sie innerhalb des vorherrschenden Repräsentationssystems überhaupt *möglich* sei – also die Forderung de Beauvoirs zur Bildung eines weiblichen Mythos tatsächlich einzulösen war.

In den folgenden Kapiteln geht es um die doppelte Strategie, unter der ein feministisches bzw. weibliches Subjekt in den 1970er und

7 Zum sukzessiven Ausschluss schwarzer (und lesbischer) Frauen aus dem feministischen Mainstream siehe ausführlich King (1994).

1980er Jahren thematisiert wurde. Sie bestand zum einen aus einer rekonstruktiven bis *defigurierenden* Mythenlektüre, die der Analyse und der Kritik des kulturell-symbolischen Ortes von Weiblichkeit galt. Zum anderen fand ein *refigurierender* Prozess statt, in dem sich das herausbildete, was de Beauvoir den *weiblichen Mythos* nannte, Fraisse das *Subjekt Frau* bzw. das, was ich an anderer Stelle als *Imago* thematisiert habe: die bildhafte Vorstellung einer kollektiven bzw. individuellen weiblichen Identität.

2. Subjekt- und Textbegehren: Zur Rolle von Literatur und Literaturwissenschaft im feministischen Subjektdiskurs

»Feminist criticism is, by definition, based in very precise political struggles and practices and remains inseparable from them.« (Alice Jardine)

Literarischen Texten, Mythen und Bildern sowie poetischen Verfahren kam in der feministischen Kritik ein besonderer Stellenwert zu: Als Teil des kulturellen Imaginären erschien Literatur und Kunst als Aufbewahrungsort sowohl für tradierte Bilder als auch für Nicht-Nennbares, die dort über den Verbleib des Weiblichen Aufschluss geben sollten, wo die Geschichtsschreibung schwieg (vgl. Weigel 1990, 252). Ästhetische Strategien rückten unter dem Aspekt der Darstellungsmöglichkeiten des verdrängten Anderen in den Blick: Literarische Schreibweisen erschienen als Ausweg aus der als Mangel empfundenen Begriffslosigkeit, insofern ihnen zugesprochen wurde, dasjenige, was bislang nicht repräsentiert wurde, darstellbar zu machen. Die kulturkritische Funktion von Literatur erscheint bis heute als ein durchgängiges feministisches Motiv, wie bei der amerikanischen Literaturwissenschaftlerin Barbara Johnson:

»[...] literature is important for feminism because literature can best be understood as the place where impasses can be kept and opened for examination, where questions can be guarded and not forced into a premature validation of the available paradigms. Literature, that is, is not to be understood as a predetermined set of works but as a mode of cultural work, the work of giving-to-read those impossible contradictions that cannot yet be spoken.« (Johnson 1998, 13)

Das Verhältnis zu Text und Sprache erschien jedoch zunächst gespalten: So setzte die frühe ideologiekritische Lektüre, insbesondere die in den

US-amerikanischen *Women's Studies* verankerte *Feminist Critique*, ganz auf den Bruch zu vorherrschenden Repräsentationen, zu den entsprechenden literaturkritischen Institutionen sowie der »man-made language« (Spender 1980) selbst, sofern sie dafür verantwortlich gemacht wurden, Frauen einen angemessenen Selbstaussdruck zu verweigern. Demgegenüber verband sich mit dem Schreiben von Frauen, sowohl mit dem kritischen Schreiben innerhalb der wissenschaftlichen Institutionen als auch mit dem literarischen Schreiben außerhalb, die Erwartung an einen authentischen Ausdruck weiblicher Erfahrung. Das feministische Interesse richtete sich dabei ebenso auf die Alltagswirklichkeit von Frauen und ihre möglichst realistische Darstellung als auch auf die Vieldeutigkeit des weiblichen Körpers, die sich mittels eines poetisch-metaphorisch gefärbten Stils artikulieren sollte.⁸ Literarische Sprache und insbesondere autobiographische Schreibweisen avancierten so in den '70ern zum kollektiven »Ort der Selbstverständigung« der Frauenbewegung (Richter-Schröder 1992, 50). Literatur stand unter einem politisch-emanzipatorischen Vorzeichen im Dienst des feministischen *consciousness raising*, das die eigenen Lebensbedingungen hinterfragen sollte. Damit wiesen die Texte eine positive Funktion der Selbsttechnik auf. Foucault beschrieb eine solche als *Schrift des Selbst*: als Entwurf eines Selbst im Prozess des Schreibens und des Austausches darüber (Foucault 1983a, vgl. Kap. II.5, 3. Abschn.).⁹

Entsprechend zielte die Lektüre literarischer Autorinnen zunächst auf Identifikation: Feministische Kritikerinnen richteten häufig, wie Weigel für die deutschsprachige Literaturkritik der 1970er/80er Jahre gezeigt hat, ein Spiegelverhältnis zwischen der Schreibenden und der beschriebenen Autorin bzw. weiblichen Romangestalten ein (Weigel 1989, 319). Kritikerin und Text erschienen dabei in einer Begehrensstruktur aufeinander verwiesen, wobei sich das Begehren auf die Anerkennung eines weiblichen Selbst mit spezifischen Erfahrungen richtete, ebenso wie auf die Artikulationsmöglichkeit eines solchen Selbst. Die Literatur, so Weigel, sei deshalb so attraktiv für Frauen auf der Suche

- 8 Eine poetische Programmatik der politisch verstandenen Selbsterfahrung formulierten etwa Adrienne Rich und Audre Lorde. Siehe für die US-Diskussion Schwenk (1996). Weigels Genese der Frauenliteratur zeichnet diese Entwicklung für den deutschsprachigen Raum nach (1989, insbes. 53ff: »Politik in der ersten Person«). Siehe auch den Überblick bei Heydebrand/Winko (1995).
- 9 Unter der foucaultschen Perspektive der *Ästhetik des Selbst*, also der Literatur als Selbsttechnik, lassen sich insbesondere die autobiographischen Texte der 70er, die mit dem Argument mangelnder literarischer Qualität (als bloße »Selbsterfahrungsliteratur«) abgewertet wurden, einer Neubewertung unterziehen, wie Eva Erdmann (1990) aufgezeigt hat.

nach eigenständigen Ausdrucksformen, da sie nicht nur die Teilhabe an poetischer Sprache in Aussicht stelle, sondern auch der Ort sei, »der ein Begehren, das sich auf die eigene Sprache richtet, legitimiert.« (Weigel 1989, 322).¹⁰ Das Begehren nach Sprache fand seinen kollektiven Ausdruck in der Suche nach einer spezifisch *weiblichen Ästhetik*, wobei der bildhafte sowie rhetorische, uneigentliche Charakter, der der poetischen Sprache zusammen mit einer alogischen Rationalität zugesprochen wurde, geeignet schien, den Ort des Weiblichen aufzuweisen. Denn dieser wurde ganz analog zum Ästhetischen im Anderen der (instrumentellen) Vernunft, »an den Rändern des Wirklichen« gesucht.¹¹ Darüberhinaus sollten mittels fiktiver bzw. utopischer Entwürfe Formen einer anderen weiblichen Wirklichkeit darstellbar gemacht oder Weiblichkeit schlechthin als subversiver Einsatz gegen die vorherrschenden Bedeutungsmuster verstanden werden.¹²

Die Suche nach genuin weiblichen Darstellungsweisen geriet, ebenso wie die frühe Frauenbildkritik, mit dem Aufweis des normativen und reduktionistischen Charakters dieses Programms bald an ihre Grenzen. Zwar kam diesen Ansätzen das Verdienst zu, im Zuge der Verge-schlechtlichung der zentralen Literaturkategorien (Autor/in, Leser/in) eine feministische Aussageposition begründet zu haben (siehe nächstes Unterkapitel). Allerdings war diese theoretisch nur schwach begründet, so dass sie insbesondere außerhalb des feministischen Umfelds kaum Überzeugungskraft gewinnen konnte (vgl. Osinski 1998, 46f). Ein Grund dafür war, dass sich die feministische Diskussion – lange vor der Postmoderne-Debatte Mitte der 1980er – in einen unproduktiven Gegensatz zwischen *Politischem* und *Ästhetischem* hinein argumentiert hatte:

10 Weigel bezog sich hier auf Roland Barthes Bestimmung der Kritik: »Von der Lektüre zur Kritik übergehen heißt: nicht mehr das Werk begehren, sondern seine eigene Redeweise; aber gerade deswegen heißt es auch, das Werk zurückverweisen an das Begehren des Schreibens, aus dem es hervorgegangen ist. So kreist das Sprechen um das Buch: lesen, schreiben, von dem einen Begehren zum anderen geht jede Literatur.« (Barthes 1967, 91). Dahinter steht das psychoanalytische Konzept des Textbegehrens, das Helga Gallas (unter Bezug auf Lacan) als Anerkennung des Begehrens (bei Freud: des Wunsches) bestimmte: »Es geht also nicht um direkte ›Erfüllung‹, sondern darum, daß der Wunsch sich Ausdruck verschafft, indem er sich an ein Erinnerungsbild heftet, d.h. einen Signifikanten hat, der reproduziert werden kann. Wunscherfüllung heißt also nicht Spannungsabfuhr, sondern sich zur Sprache bringen, sich ›benennen‹.« (Gallas 1981, 102).

11 So in der Bestimmung zeitgenössischer Kunst von Frauen durch Cathrin Pichler (1985).

12 Zum romantischen Charakter dieses Verständnisses von Ästhetik, insbesondere im Radikalfeminismus vgl. Klinger 1992.

Als *politisch* galten engagierte Lektüren unter den Vorzeichen von Subjektivität, Erfahrung und Parteilichkeit, die sich strikt gegenüber der vorherrschenden, ästhetizistisch argumentierenden Literaturkritik der 1950er/60er Jahre abgrenzten. Im Gegenzug repräsentierte die Berufung auf *Ästhetisches* den literaturwissenschaftlichen, männlich konnotierten Mainstream und wurde selbst nicht weiter befragt.¹³ Entgegen dem eigenen Anspruch, die Grenzen zwischen Politischem und Ästhetischem zu überwinden, erschienen sie doch wieder als Gegensatz, und zwar derart, dass die Eigenbedeutung einer feministischen Lesart und die Eigenbedeutung des literarischen Textes in einem Konkurrenzverhältnis zueinander standen.

Die Forderung nach einer theoretischen Fundierung ging auch aus von dem wachsenden Einfluss französischer Theoretikerinnen wie Luce Irigaray, Hélène Cixous oder Julia Kristeva. Im Unterschied zu den anglo-amerikanischen Literaturkritikerinnen hatten diese eine Texttheorie entwickelt, und zwar unter Einbeziehung von Psychoanalyse, poststrukturalistischen ebenso wie marxistischen Theoremen (siehe Kap. III.5). Das brachte ihnen wiederum zunächst den Vorwurf ein, aus Prestigegründen das feministisch-politische Moment zugunsten einer elitären »männlichen« Theorie aufgegeben zu haben (etwa von Showalter 1979, 38). Zunächst nicht gesehen bzw. akzeptiert wurde ein differierendes Politikverständnis, demzufolge es nicht ausreichte, literaturwissenschaftliche Kategorien nach den jeweiligen PositionsinhaberInnen zu vergeschlechtlichen. Vielmehr sollte die sexuell diskriminierende (»phallogozentrische«) Struktur des Symbolischen aufgewiesen werden, welche Denken und Sprache überhaupt bestimmt. In Anschluss an Derrida und Lacan wurde ein vorherrschendes Identitätsdenken für den Ausschluss des Anderen, Nicht-Logischen, das unter dem Namen »Weibliches« zusammengefasst wurde, verantwortlich gemacht. Eben dieses sollte nun, mittels einer anderen, »femininen« Schreibweise Eingang in das Symbolische erhalten: »Die Emanzipation der Frau wurde analogisiert mit der Emanzipation zu einer neuen, befreienden und integrierenden statt fixierenden und ausschließenden Sprache. Politik und Textpraxis als Arbeit an der Sprache gehörten für die *écriture féminine* zusammen.« (Osinski 1998, 59). Passend zu diesem Programm verschoben sich auch die ästhetischen Vorbilder: An die Stelle des realistischen Ideals, welche die Erfahrungen einer weiblichen Identität abbilden sollten (etwa bei Showalter 1979) wurden nun am Modernismus bzw. an den Avantgarden orientierte Texte bevorzugt, welche durch ihre Vielstimmigkeit und ihren Konstruktionscharakter am ehesten in der Lage schienen, einem

13 Vgl. kurz Osinski (1998, 49f); ausführlich Schwenk 1996.

(unbewussten) *weiblichen Begehren* Ausdruck zu verschaffen – oder sie suchten, wie Cixous mit ihrer programmatischen *écriture féminine*, diese *andere* Schreibweise selbst umzusetzen.

Diese Ansätze standen dabei keineswegs im Gegensatz zu dem subjektorientierten Ansatz de Beauvoirs, sondern verstanden sich selbst, wie etwa Cixous, als semiologische Wendung in der Thematisierung des Weiblichen als das Andere der patriarchalen Kultur. Zur strikten Entgegensetzung zwischen textorientierten und subjektorientierten Ansätzen kam es erst in der US-amerikanischen Rezeption der 1980er Jahre. Hier standen sich in der Tat ein subjekt-emanzipatorischer, ideologiekritischer *anglo-american feminist criticism* und eine texttheoretische, semiologisch und psychoanalytisch ausgerichtete *french feminist theory* gegenüber, wobei letztere zunehmend an akademischem Prestige gewannen,¹⁴ was auch die Ausbildung einer US-amerikanischen *feminist deconstruction* beförderte.

Feministische Literaturkritik lässt sich also von Beginn an als eine bedeutungsstiftende Instanz verstehen, die in den Dienst einer weiblichen Selbstkonstituierung gestellt wurde. In den 80er/Anfang 90er Jahren differenzierten sich die Ansätze zunehmend aus. Literatursoziologische Untersuchungen führten die Frage nach einem weiblichen, schreibenden Subjekt weiter, indem sie nicht mehr nur die Ergänzung der Literaturgeschichte um die Werke von Frauen anstrebten, sondern nach den geschlechtsspezifischen Produktionsbedingungen von Literatur fragten.¹⁵

14 Siehe z.B. die einflussreiche Klassifizierung in Toril Moi *Sexual/Textual Politics* (1985). Vgl. auch Osinski 1998, 59. Auch in der deutschsprachigen Entwicklung lässt sich eine Zweiteilung zwischen empirisch-sozialwissenschaftlichen und poststrukturalistisch-semiotischen Ansätzen finden. Anstatt von einem »Paradigmenwechsel« zu sprechen, wie Lindhoff (1995) oder von einer Art Monopolstellung, die Osinski insbesondere dem kultursymbolischen Ansatz von Sigrid Weigel vorwirft (1998), gehe ich von einem Nebeneinander der unterschiedlichen Ansätze aus, die sich in unterschiedlicher Form mit anderen feministischen Untersuchungen überkreuzen, die aus der Kunst- und Filmtheorie oder aus der Soziologie bzw. Soziolinguistik stammen. Damit soll nicht der Machtaspekt geleugnet werden, der mit der Frage nach dem akademischen Prestigegewinn durch poststrukturalistische Ansätze problematisiert wurde (vgl. Kap. I.6., 2. Abschn.), sondern darauf aufmerksam gemacht werden, dass in der deutschsprachigen Entwicklung, ganz im Unterschied zur US-amerikanischen, mit der erstere gern analogisiert wird, die Stränge der empirischen Rekonstruktion einer Frauenliteraturgeschichte und die theoretische Debatte um das Verhältnis von Weiblichkeit, Schreiben und Ästhetik nicht nacheinander, sondern gleichzeitig abliefen (vgl. Boch 1992), um sich in der Folge, weitgehend separat, auszudifferenzieren.

15 Vgl. genauer Lindhoff 1995, 50f.

Dazu gehören die Arbeiten Christa Bürgers, welche die Selbstkonstituierung schreibender Frauen in der Weimarer Klassik (in *Leben Schreiben*, Bürger 1990) bzw. bis ins Frankreich des 17. Jahrhunderts (die ersten beiden Kapitel in Bürger 1996) verfolgen. Ein vorrangiges Ziel in *Leben Schreiben* ist die »Wiederherstellung« des aus der zeitgenössischen wie der aktuellen Literaturgeschichtsschreibung herausfallenden Schreibens von Frauen »als Subjekt« (ebd. VII), und damit die Anerkennung der Schreibenden als ernstzunehmende Autorinnen – ein Status, der Frauen wie Bettina von Arnim, Caroline Schlegel oder Rahel Varnhagen nicht nur zu ihrer Zeit verweigert wurde. Bürger fand bei diesen Autorinnen eine »andere« ästhetische Praxis vor, die sie nicht auf eine generelle weibliche Eigenart, sei sie biologisch oder kulturell begründet, zurückführt, sondern auf die konkrete historische Verortung schreibender Frauen.

In der Frage, inwieweit andere ästhetische Formen auch andere Formen von Subjektivität hervorbringen, blieb Bürger jedoch ambivalent. Auf der einen Seite sah sie im autobiographischen Schreiben von Frauen deutliche Unterschiede: Das Ich, »das sie [Schlegel, Varnhagen, von Arnim, d.V.] sich schreibend allererst erzeugen« (ebd., 171) ist nicht mit dem Ich des traditionellen Bildungsroman identisch – welches am Ende eines Bildungsprozesses als relativ stabil und souverän gesetzt ist –, sondern erscheint als flüchtig und instabil. Zudem setzten die Schreibweisen den Gegensatz von Fiktion und Realität »außer Kraft« und unterliefen so »die Normen bürgerliche Subjektivität« (ebd., 172). Auf der anderen Seite blieben die Frauen, so Bürger, dem bürgerlichen Ideal der Selbstverwirklichung verhaftet und suchten diese in oder gegen eine »Institution Kunst/Literatur« (ebd., 19) zu erfüllen, die Frauen nun gerade ausschloss. Phänomene wie das *leere Ich* oder uneindeutige Formen von Subjektivität deutete Bürger vor diesem Hintergrund nicht als Alternativen zum Subjektideal – oder gar als bewusste Strategie der Selbstüberwindung im Text, wie sie im Kanon männlicher Autoren auftreten (vgl. Kap. 1.) – sondern sie erscheinen als gescheiterte oder unvollendete Bemühungen, im Schreiben zu sich zu finden und so als Ausdruck »historischer Zwangsverhältnisse« (ebd., 173).¹⁶

Mit ihrer Lektüre erreicht Bürger, die geschlechtsspezifische Verfasstheit einer Form von Autorschaft aufzuzeigen, die in ihrem Anspruch auf einer Trennung von »Kunst« und »Leben« beruht, sowie auf zeitgleich existierende, als »weiblich« deklarierte Alternativen, welche diese Separierung nicht vollzogen hätten. Das weist einerseits auf ein

16 Im Gegenzug fungieren die Befunde Christa Bürgers zu Selbstentwürfen von Frauen in Peter Bürgers Betrachtung von Subjektmodellen als Alternativen zu den geschlossenen Subjektmodellen (Kap.I.6, 2. Abschn.)

Modell von Selbsttechnologie, das Foucaults Vorstellungen ethopoietischen Schreibens nahe kommt: Auch Bürger spricht von einem »jenseits der Grenzen der Literatur umherschweifenden Schreiben, [...] das Leben war und als solches zugleich Form« (Bürger 2001, 8), wo es darum geht, »schreibend das eigene Leben wirklich zu machen« (ebd., 11). Zum anderen ist damit jedoch erneut eine normative Bewertung verbunden, welche die vorgefundenen Schreibweisen von Frauen in mehr oder weniger »befreite« einteilt, je nach Vermögen einer tatsächlichen Durchdringung von *Leben* und *Schreiben*, welche nun als neues Ideal erscheint.¹⁷

Die Fokussierung der Medialität der Repräsentation unter texttheoretischer Perspektive, also die Frage nach der spezifischen Bedeutungskonstituierung durch Text, Bild und Schrift, öffnete den Blick auf die ihnen eingeschriebenen, geschlechterdiskriminierenden Strukturen. In den Repräsentationspraktiken von Wissenschaft und Kunst, so das Ergebnis feministischer Text- und Bildanalysen in den 80er Jahren, fungieren *Frau* und *Weiblichkeit* gegenüber einem männlich konzipierten Autor-Subjekt als Repräsentation der Repräsentation – als Bild, Metapher, Zeichen, Text.¹⁸ Darüber wurde begründbar, weshalb der bloße Austausch männlicher Autoren durch weibliche Autorinnen, männliche durch weibliche KritikerInnen noch keine veränderte Darstellung garantierte. Denn die Funktion von Weiblichkeit als Projektionsfläche, welche die Kohärenz der Darstellung absicherte, wurde auch dann noch nicht umgangen, wenn Frauen ein Bild von »sich selbst« zu entwerfen suchten (vgl. Eiblmayr 1989, 339). Damit wurde die Aufmerksamkeit auf die psychoanalytische Frage nach der imaginären Verfasstheit kultureller Darstellungen und die Verknüpfung von Repräsentation und Begehren gelenkt. Darstellungen wurden, insbesondere in der Filmtheorie, daraufhin befragt, welche Begehren sie ansprechen und/oder produzieren, welche Identifizierungen sie ermöglichen oder verhindern. Mit der Dekonstruktion tradierter Bedeutungsmuster wurde der einfachen Beantwortung der Frage nach der Realität hinter dem Bild eine Absage erteilt, in-

17 Bürgers Drei-Stufen-Modell, welches die Autorinnen danach einteilte, ob sie sich 1. der Institution unter dem Preis der Selbstaufgabe anpassen, sich 2. ins Außerhalb begeben oder 3. eigenständige ästhetische Formen hervorbringen (Bürger 1990, 170) entspricht dem Modell, das Showalter der gesamten Frauenliteraturgeschichte unterlegte (Showalter 1979). Lindhoff sah darin zudem eine Orientierung an dem Hegelschen Subjektmodell unterschiedlicher Grade der Determiniertheit bzw. Souveränität (vgl. 1995, 56). Die foucaultsche Perspektive erscheint dagegen deutlicher im Vorwort zur Neuauflage.

18 Vgl. de Lauretis (1984), Eiblmayr (1989); zusammenfassend für die feministische Literaturdiskussion Weigel (1990), für die der Bildenden Kunst Schade/Wenk (1995).

sofern Subjektivität, Weiblichkeit, und Bildlichkeit (Textualität) als konstitutiv miteinander verschränkt thematisiert wurden.

Repräsentation erwies sich damit als ein komplexes Verhältnis, in dem sich die Funktion der *Darstellungsweise* und ihre Funktion als ein produktives *Machtverhältnis*, das die Präsenz des Dargestellten jeweils nur unter bestimmten Ausschließungen herstellt, sowie deren wirklichkeitsstrukturierende Wirkungen überlagern.¹⁹ Mit diesem Repräsentationsbegriff wurde die traditionelle Grenzziehung von Ästhetik und Politik nicht nur auf der Inhaltsebene, sondern auch auf der Ausdruckssebene in Frage gestellt. In der mit Foucault diskurspolitisch gewendeten Frage des Subjekts, die sich nicht damit begnügte zu fragen, wem diskursive Präsenz wie zukommt oder vorenthalten wird, sondern den Konstruktionseffekt dieser Diskurse betonte, trafen sich Mitte/Ende der 80er in den USA unter dem Stichwort der Repräsentationspolitik (*politics of representation*) feministische mit queeren und postkolonialen Diskursen, welche die Konstruktion von Identitäten unter den Konzepten von Gender, Sexualität und Race befragten.

Schließlich wurden literaturwissenschaftliche Methoden auch für die feministische Naturwissenschaftskritik interessant. Zunächst ging es darum, über Metaphernanalysen oder die Befragung von narrativen Mustern naturwissenschaftliche Texte als Texte bzw. Diskurse in den Blick zu nehmen, denen entgegen dem Neutralitätsanspruch kulturelle Bewertungen und Hierarchien, wie die Geschlechterdifferenz, eingeschrieben waren. In umgekehrter Perspektive verliefen die Analysen, die nach dem Einfluss der Naturwissenschaften auf Literatur und Literaturwissenschaft fragten (siehe zu beiden zusammenfassend Squier 1999). Angesichts der wechselseitigen Bedingtheit von Natur- und Literaturwissenschaft auf diskursiver Ebene forderte Squier schließlich, den »two-culture divide« aufzugeben und durch ein netzförmiges »ensemble of social relations, a thick and busy trading zone of boundary crossing and relationship« zu ersetzen (Squier 1999, 153).²⁰

Der Gegenstand der unterschiedlichen Lektüren war damit endgültig nicht mehr auf literarische Texte beschränkt, sondern bezog sich auf kulturelle Äußerungen jeder Art, die unter Einsatz textkritischer Verfahren befragt wurden.

19 Zum Verhältnis von ästhetischer und politischer Repräsentation als unauflösbare Vernetzung des semiotisch-ästhetischen mit dem politischen Akt der Vertretung siehe Bronfen 1995 (insbes. 421ff); zum Verlangen nach Repräsentation marginalisierter Völker und Kulturen s. Hall 1994, 28

20 Zu Möglichkeiten (und Grenzen) literaturwissenschaftlicher Methoden für die Naturwissenschaftskritik siehe ausführlich die Diskussion der Texte von D. Haraway in Kap. IV.1.

Trotz (oder wegen) der zunehmend marginalen Bedeutung (im deutschsprachigen Raum) nahmen bis in die 90er Jahre Teile der feministischen Literaturwissenschaft weiterhin eine besondere Vermittlungs- und Erkenntnisleistung für sich in Anspruch, und zwar auf der Grundlage ästhetischer Strategien. So sprachen die Herausgeberinnen eines Sammelbandes zur Bestandsaufnahme feministischer Literaturwissenschaft Fischer/Kilian/Schönberg (1992) von einer »besonderen Aufgabe«, die der feministischen Literaturwissenschaft als »Umschlagsplatz für Spannungen zwischen Ästhetischem und Politischem« zukomme (Fischer/Kilian/Schönberg 1992, 29f). Denn die Mittel für das gesellschaftspolitische Anliegen des Feminismus, einen »Ortswechsel« für Frauen zu ermöglichen, stelle die poetische Praxis selbst bereit, der zugesprochen wird, eine Vielfalt von Gestaltungsmöglichkeiten anzubieten, unter denen es gelinge, »Realität und Imagination zu kombinieren, zu spiegeln oder zu überschreiten, ob in der Form, der Sprache, den Bildern, den Mythen, den Wahrnehmungs- und Erkenntnisweisen, den Figurenkonstellationen oder der Subjektkonstitution.« (Fischer/Kilian/Schönberg 1992, 28f). Ästhetik fungiert hier nicht allein als Mittel der Selbstkonstitution bzw. als Mittel, die Wirklichkeit über ihre Deutungsmuster zu verändern. Sondern sie dient den Autorinnen auch als Modell für die feministische Literaturwissenschaft selbst, die sich analog eines ästhetischen Pluralismus organisieren solle. Das läßt sich als Versuch verstehen, sowohl einen Anschluss an die frühe feministische Kritik herzustellen als auch an die »Postmoderne«-Diskussion und die dort vertretene Privilegierung des Ästhetischen.²¹

Die Funktion des Ästhetischen war (und ist) also für die feministischen Diskurse vielfältig: Sie bestand darin, sowohl ein (Ab-)Bild des Wirklichen zu bieten als auch deren Überschreitung zu ermöglichen. Repräsentationsverhältnisse dienten gleichermaßen als Erkenntnis-, Wissens- und Machtmodelle. Der konstruktive Charakter des Ästhetischen wurde programmatisch zur Selbstkonstituierung eingesetzt. Stets blieb ein gesellschafts- oder kulturpolitisches Moment wirksam – statt Mythen des Künstlergenies zu etablieren oder die individuelle Selbstüberhöhung im Literarischen zu feiern, ging es vielmehr um die Aufdeckung kollektiver Positionierungen und ihrer Begrenzungen im Namen der Geschlechterdifferenz. Dass es sich dabei nicht um reine Beschreibungen, sondern immer auch Konstruktionen – und damit Präskriptionen – handelte, ist seit den 1990er Jahren deutlich, in denen nicht nur die Kategorie *Frau*, sondern auch *Gender* unter der Perspektive feministischer Mythenbildung in Frage gestellt wurde.

21 Etwa bei Welsch 1993.

Im Folgenden soll es darum gehen, welche Erkenntnismodelle aus dem Ästhetischen abgeleitet wurden und welche Probleme sich konkret daraus ergaben. Dabei steht nicht die inzwischen ausführlich aufgearbeitete Geschichte feministischer Literaturwissenschaft im Vordergrund,²² sondern die Verfahren der Konstruktion einer feministisch verstandenen Leseposition anhand ausgewählter Lesemodelle. Der Konflikt zwischen politisch und ästhetisch begründeten Ansprüchen bildet hier ein durchgängiges Muster.

3. Literalisierende Lektüren und das »Gefühl des Realen«

Die Grundlage einer breit angelegten feministischen Repräsentationskritik, die sich mit der US-amerikanischen *Feminist Critique* in den 70er Jahren etablierte, bildete die Forderung, einen politischen Gehalt von Literatur anzuerkennen.²³ Ausgehend von der Kritik an eindimensionalen Weiblichkeitsstereotypen ging es um den Aufweis des partikularen Weltbildes der im geltenden Kanon zusammengefassten, als Meisterwerke klassifizierten Texte sowie insbesondere um deren verdeckte, ge-

22 Im Zuge des Abtauchens feministischer Literaturwissenschaft aus dem öffentlichen Wissenschaftsbild ab Anfang, spätestens Mitte der 90er Jahre erschienen eine Reihe von Einführungen, die auf unterschiedliche Weise Feministische Literaturwissenschaft als eigenständigen disziplinären Gegenstand entwarfen (Lindhoff 1995; Heidebrand/Winko 1995), sie als Gender-Studies konzipierten (Hof 1995) oder als plurales Forschungsgebiet methodisch neu fundieren wollten (Osinski 1998). Tatsächlich war die Transformation in Richtung Gender-Studien und Kulturwissenschaften bereits im Gange. Diese Entwicklungen zeichnen nach Liska 2002, der Sammelband Baisch et.al. (Hg.) 2002, Erhart/Herrmann 1996.

23 Ich folge bezüglich der Entwicklung des *Feminist Literary Criticism* weitgehend der Darstellung von Katrin Schwenk (1996), die ausführlich die unterschiedlichen Aspekte der US-amerikanischen Kanon-Debatte diskutiert. Mit Showalter unterscheidet sie zwischen *Feminist Critique* als eine frühe Kritik an sexistischen Darstellungsweisen in Texten männlicher Autoren (der deutschsprachigen Frauenbild-Kritik vergleichbar; Showalters Begriff geht über die reine Bildkritik hinaus, insofern er jede Kritikform an männlichen Autoren bzw. ihren Texten umfasst, inklusive semiotischer Ansätze von »woman-as-sign.«; Showalter 1979, 25) – und *Gynocritics*, in der Texte und Bedingungen weiblicher Autorschaft betrachtet wurden. *Feminist Criticism* bildet den Oberbegriff (Schwenk 1996, S. 112ff). Ich übernehme diese Unterscheidung als eine grobe Orientierung bezüglich des Gegenstandsbereichs und der Perspektive feministischer Kritik in den 70ern/frühen 80ern, nicht jedoch als Phasen-Modell, wie Showalter es präsentierte.

schlechtsspezifische Wirkungen. Unter dem Aufruf »Re-Vision« (Rich 1972), »Rereading« (Kolodny 1980) oder »Resisting« (Fetterley 1978) wurde der Bruch mit den vorherrschenden ästhetischen Idealen des Formalismus und der Kunstautonomie proklamiert.

Einen solchen Bruch hatte zunächst Kate Millett inszeniert – nicht als erste, aber als eine der einflussreichsten feministischen (Literatur-)kritikerinnen. Die Attraktivität von Milletts *Sexual Politics* (1969, dtsh. *Sexus und Herrschaft* 1974), der »world's best-selling PhD thesis« (Moi 1985, 23), lag genau darin, über einen vehement vorgetragenen Ikonoklasmus die vorherrschende Perspektive auf Literatur zu brechen: Mittels einer radikalen Fokussierung auf den Inhalt der Texte führte Millett die Möglichkeit einer konsequent buchstäblichen Lektüre literarischer Texte »against the grain« (Moi 1985, 24) vor, die Weiblichkeitsstereotype als Teil von *Sexual Politics* entlarven wollte. Die Betrachtung des »Koitus als Modellfall für Sexualpolitik auf intimster Basis« (Millet 1974, 37) reduzierte Texte von D.H. Lawrence, Norman Mailer oder Henry Miller auf banale Männerphantasien von Kontrolle und Macht, die von Sexismus und Unterwerfungsakten des Weiblichen in einer patriarchalen Kultur zeugten. Damit wertete Millett in einem eklatanten Verstoß gegen die vorherrschenden Dogmen des *New Criticism* die Autorität von Autorschaft und Werk ab, die des Lesers bzw. nun der Leserin auf und verwies zugleich auf die Komplizenschaft zwischen männlichem Autor und männlichem Kritiker in der Unterstützung von Weiblichkeitsstereotypen, mit denen sie selbst eine Identifikation verweigerte.²⁴ Trotz aller Vorbehalte gegenüber einer selbst wieder stereotypisierenden Kritik gesteht die Kritikerin Toril Moi Millett zu, eine wirkungsvolle rhetorische Strategie praktiziert zu haben, »a powerful fist in the solar plexus of patriarchy« (Moi 1985, 26).

Diese Wirkung entfaltete sich als identitätsstiftender Effekt vorrangig innerhalb der *feminist community*. Moi konstatiert eine starke Bindungskraft, durch die es Milletts Text gelang, die Kluft zwischen der gesellschaftspolitischen Kritik der Frauenbewegung und der institutionalisierten feministischen Literaturkritik zu überbrücken (ebd., 24). Dies ge-

24 *New Criticism* bezeichnet eine formal ausgerichtete, vorzugsweise an Lyrik orientierte Ästhetik, die sich seit den 1910er Jahren in den USA entwickelte und sich in den 1940er/50er Jahren als vorherrschender literaturwissenschaftlicher Ansatz etablierte. Als Ideal galt das geschlossene, selbstreferenzielle Kunstwerke, dessen Strukturprinzipien es mittels eines rein werkimmanenten *close reading* zu erschließen galt. Aufgrund der strikten Abgrenzung der Kunst gegenüber der Alltagswelt, aber auch wegen seiner roantisch-mystischen Anklänge verlor der *New Criticism* spätestens in den 1960er Jahren seine Glaubwürdigkeit (vgl. Schwenk 1996, 42f; Eagleton 1988, 59f).

schah wesentlich über einen stark verallgemeinerten Begriff des Politischen. Millett fasste das Geschlechterverhältnis griffig als gesellschaftliche, ideologisch und ökonomisch fundierte, universal und einseitig gestaltete Herrschaftsbeziehung, welche sich in Literatur und Literaturtheorie nicht nur widerspiegeln, sondern die darin mit hergestellt und gestützt werde. Auch hier ging es also nicht um eine rein abbildhafte Auffassung von Text, wie häufig kritisiert wurde, sondern bereits um ein konstruktives Verständnis – auch wenn die Art und Weise der Konstruktion, die sich an marxistischen Theorien orientierte, nicht weiter erklärt, sondern stillschweigend vorausgesetzt wurde. Wenn auch später zudem die Undifferenziertheit des Begriffs der *Politics* kritisiert wurde, der zu einer Leerformel erstarrt kaum Veränderungsmöglichkeiten zuließe (Schwenk 1996, 135f), so war er im Kontext der '70er-Jahre-Kritik ausreichend, eine feministische Äußerungsposition zu begründen. Rhetorisch wurde sie über die Proklamation eines radikalen, wenn nicht gar »kulturrevolutionären« (Millett 1974, 473) Neuanfangs gesetzt – ungeachtet all jener Ansätze, feministisch wie nicht-feministischer Provenienz, welche den Einbezug des sozio-kulturellen Kontextes für die Literaturanalyse bereits eingefordert bzw. praktiziert hatten.²⁵

Zur Legitimation der Sprechposition verfährt Milletts Text zweigleisig: Zum einen werden die in den untersuchten Texten angelegten Lesepositionen als geschlechtsspezifisch ausgestellt. In Abgrenzung zu »männlichen Lesern« werden zu Beginn »weibliche Leser« als Zeugen-Instanz eingeführt, die unter Bezug auf Alltagserfahrungen die Plausibilität von Frauendarstellungen in Frage stellen und sie als Mythen entlarven.²⁶ Für die Angemessenheit der Literatur-Interpretationen steht im Folgenden jedoch nicht die subjektive bzw. partikular-weibliche Sicht, sondern das ganze Gewicht von Geschichte und Wissenschaft ein: Öko-

25 Neben de Beauvoir und anderen Autorinnen (vgl. Moi 1985, 25) sind hier vor allem die sozialkritischen Ansätze im Kontext der *New Left* sowie der *Black Studies* zu nennen. Siehe zur Bedeutung der 68er Bewegungen insgesamt Schwenk 1996 (Kap. I). Milletts Text schließt formal ebenfalls an die seit dem Ende des 2. Weltkrieges aufgestrebten *American Studies* an, in denen sich Literatur- und Kulturanalyse verbanden – allerdings im Dienste der Aufwertung nationaler Identität (siehe Schwenk 1996, 47f).

26 In den »Beispielen von Sexualpolitik« wird eine Szene aus Henry Millers *Sexus* beispielsweise so kommentiert: »Dass Ida Seidenstrümpfe und einen leicht abstreifbaren Morgenrock trägt, ist nicht nur bequem, sondern schon beinahe eine reine Romanze. Weibliche Leser mögen einwenden, dass man Strümpfe wohl kaum ohne Hüft- oder Straps Gürtel tragen kann, doch die klassisch-männliche Phantasie diktiert, dass die aufregendsten Ausnahmen zur Nacktheit nur hauchdünne Materialien sein dürfen, wie eben Strümpfe oder Unterwäsche.« (1974, 13). Zur Markierung des Lesers als männlich vgl. auch S.15.

nomie wie Soziologie, Biologie, Psychologie und Religion sind bei Millett die Schlüssel zur Funktionsweise der in der Literatur sich widerspiegelnden universalen Frauenunterdrückung, wie der nun unpersönliche, wissenschaftliche Erzähler nachzuweisen sucht. Die auf der Textebene etablierten, auktorial und figural gestalten Kritikpositionen leiten die Lesenden damit von »weiblichen« Leseerfahrungen – die eine Desidentifizierung mit dem besprochenen Text einfordern – über eine wissenschaftlich-historische wie praktische Legitimierung dieser Erfahrung schließlich zu einer informierten »wir«-Position im Nachwort, die potenziell eine positive Identifizierungsmöglichkeit mit der Position der Frau als kulturrevolutionäres Subjekt eröffnet. Auf diese Weise hat Milletts Text die Grundlagen für eine feministische Kritikposition geschaffen bzw. verfestigt: Der Bezug auf die Leseerfahrung »als Frau« erfuhr in Milletts Text eine gesellschaftspolitische Legitimation, welcher ihrerseits in der positiven Rezeption des Buches kollektiv bestätigt wurde.

Geschwächt wurde diese Position im Gegenzug durch die fehlende literaturtheoretische Begründung der realistischen Lesart, die unbefragt voraussetzte, ein literarischer Text würde unmittelbar die Bewusstseinsformen und Weltanschauungen des individuellen Autors wie der dominanten Kultur abbilden.²⁷ Die Ablehnung jeglicher Beschäftigung mit Literaturtheorie zugunsten einer strikt machtpolitischen Perspektive machte die von Millett auch als ästhetisch-wissenschaftlich entwickelte Kritikposition unglaublich – in erster Linie außerhalb, aber ab Mitte der 70er Jahre auch innerhalb der feministischen Kritik. Diese Bewertung besteht bis heute fort, wobei Milletts Text für die ganze Richtung der *Image-of-Woman*-Kritik einsteht, die in den 1980er Jahren als naiv-realistisch verabschiedet, in den 90er Jahren jedoch einer Neubewertung unterzogen wurde.²⁸ Die Literaturwissenschaftlerin Jutta Osinski bezeichnete Milletts Text in diesem Sinn als »herausragendes Beispiel für die Leistung und Grenzen« der Frauenbildkritik, die sowohl eine Ge-

27 Showalter versuchte, diese Lesart mit dem Widerspiegelungsansatz von Lucaš im Nachhinein theoretisch aufzuwerten. Allerdings bestand zu jener Zeit kein wirkliches Interesse an akademischer Akzeptanz, wie folgendes Zitat verdeutlicht: »I am not terribly interested in whether feminism becomes a respectable part of academic criticism; I am much more concerned that feminist critics become a useful part of women's movement« (Robinson 1971, 889, zit. n. Schwenk 1996, 112).

28 Gallop 1993. Auch in der deutschsprachigen Rezeption wurde ab Mitte der 90er Jahre die frühe feministische Kritik wieder mehr unter ihren Verdiensten wahrgenommen, nachdem sie zuvor, nicht zuletzt aus Abgrenzungsgründen gegenüber der US-Forschung, verworfen wurde. (Vgl. zur Kritik Weigel/Stephan 1988, Lindhoff 1995, Richter-Schröder 1992. Zur Kritik der Kritik Schwenk 1996, 150f, Lindhoff 1995; Hof 1995).

schlechtsgebundenheit von Literaturproduktion wie -rezeption verdeutlicht habe, als auch die Grenzen einer politisch-feministischen Literaturkritik ohne Berücksichtigung literaturtheoretischer Überlegungen zeige (Osinski 1998, 46). Normative Literaturbeurteilungen auf der Grundlage des Geschlechterdifferenzpostulats stellten, so der Grundtenor der Kritik, gerade keine »powerful fist in the solar plexus of patriarchy« (Moi, s.o.) dar, sondern hätten einerseits einer fachwissenschaftlichen Akzeptanz massiv im Wege gestanden und seien andererseits über die inhaltsbezogene Unterdrückungsformel nicht hinausgekommen, die gerade das bestätigte, was aufgehoben werden sollte: »Keiner der Texte von Lawrence, Miller und Mailer ist so auf Sexualität als Herrschaft fixiert wie der von Millett selbst.« (Osinski 1998, 46).

Interessant ist der vielrezipierte Text, der in keiner Einleitung zur feministischen Literaturwissenschaft fehlen darf, trotzdem, und zwar gerade wegen der als Schwachstellen deklarierten Momente. Denn sie können Aufschluss über das grundlegende Problem der *Feministischen Kritik* geben, eine eigenständige Äußerungsposition zu finden. Von Interesse sind insbesondere die auktorialen Kommentare zur rezipierten Literatur, die durchgängig die Strategie der wörtlichen Lektüre verfolgen. Sie werden als »erfrischend« (Schwenk 1996, 113) oder »Komik« (Osinski 1998, 45) bezeichnet, zugleich als »sarkastisch« (Lindhoff 1995, 12) oder »verzerrend« und »blindwütig« (Osinski 1998, 45) – Wirkungen also, die den objektiven Anspruch, den Millett im Vorwort beansprucht, konterkarieren und die einer wissenschaftlichen Position durchweg abträglich sind. Dennoch spricht Osinski ihnen einen aufklärerischen Charakter zu, insofern sie in der Übertreibung einen zutreffenden Kern enthalten – etwa, wenn die Zivilisationskritik und die Propagierung eines »phallischen Bewusstseins« (Millet 1974, 312) in D.H.Lawrences *Lady Chatterley* als mystisch überhöhte, sexuelle Unterwerfungsrituale entlarvt würden: »Die Komik, die sich aus Milletts verfälschender Überführung von abstrakt Gemeintem ins Konkrete ergibt, entlarvt Lawrences Idee einer neuen [...] Kultur, die der Natur des Menschen gemäß sei und im Zeichen des ›Phallus‹ stehe, als ein männerperspektivisch gebundenes Denkmodell, das als geschlechtsneutral postuliert wird.« (Osinski 1998, 45).

Die Strategie des wörtlichen Lesens, die am Maßstab der eigenen Erfahrungen »als Frau« Stereotypen aufweisen will, weist strukturelle Ähnlichkeiten auf zu Schreibstrategien von Autorinnen, die Elisabeth Bronfen als kulturkritische Geste der *Reliteralisierung* beschrieb, mit der Tropen wörtlich genommen, Allegorien in reale Personen verwandelt und Ambivalenzen in der Umsetzung von Klischees in Handlungsszenen vereindeutigt werden:

»Diese Strategie, die reliteralisiert, was bloße Symbolik geworden ist, dient dazu, Voraussetzungen aufzuzeigen, die stillschweigend akzeptiert werden in einem Akt ›weiblicher Transsubstantation, der das Wort zur Sache selbst macht, wie auch zur Repräsentation der Sache.«²⁹

Die wortwörtliche Verkörperung von Klischees stellt diese als solche aus, ist aber in ihrer Wirkung ambivalent, insofern »die soziale Konstruktion des weiblichen Selbst in seiner Festschreibung durch den männlichen Blick zugleich bestätigt wie auch ironisiert« werde (Bronfen 1996, 583). Ein ironisches oder auch subversives Moment sieht Bronfen dort wirksam werden, wo sich in der Übertreibung die Ebenen zwischen dem Metaphorischen und dem Wörtlichen so verschränken, dass sich die Grenzen verwischen. Das kann einen komischen Effekt hervorrufen und erinnert an den Mechanismus, den Freud für den Witz beschrieb, der seinen Lustgewinn aus dem Bruch mit Konventionen bezieht (Freud 2000c/1905). Die Komik könne jedoch, so Bronfen erneut in Anschluss an Freud, in eine »beunruhigend unheimliche Verknüpfung des Sinnbildlichen mit dem Buchstäblichen« umschlagen (Bronfen 1996, 594), wenn in einer Wiederkehr des Verdrängten der – gewaltsame – Prozess der Stereotypisierung selbst erkennbar werde. Bronfen spricht der Literalisierung einen dekonstruierenden Charakter zu, insofern sie aus dem Inneren des Diskurses heraus gegen ihn operiere. Die »doppeldeutige Geste von Nachahmen und Entlarven« (ebd., 582) scheint als ein Ausweg aus dem für die feministische Kritik der 1980er zentralen Dilemma schreibender Frauen, eine »eigene Stimme« finden zu wollen, welche sich sowohl der Identifikation mit der dominanten, als männlich bestimmten Sprechposition verweigert als auch der Identifizierung mit der Position der beschriebenen Frau, die, anstatt für sich zu sprechen, für die Repräsentation selbst entsteht (siehe zu dieser Positionierung genauer nächstes Unterkapitel).

Die Schwierigkeit, eine adäquate Sprech-Position zu finden, ist, ohne dass es als grundlegendes Repräsentationsproblem formuliert würde, bereits im Text von Millett inszeniert. Sie zeigt sich in der zweifachen Autorisierung des Textes, die keineswegs über eine kohärente Position einer weiblichen Kritikerin abgesichert wird, sondern sich auf die zwei unterschiedenen Stimmen des »weiblichen Lesers« und des impliziten Erzählers verteilt. Diese Positionen sind instabil und überlagern sich gelegentlich – insbesondere in der Polemik verliert der Erzähler seine Dis-

29 Bronfen 1996, 591; Zitat im Zitat: Regina Barreca (1988), 245. Bronfen demonstriert dies u.a. an Fay Weldon's *Life and Loves of a She-Devil*, in der die Tötung der sozialen Frau zum idealen Körper die »wörtliche« Handlung bildet.

tanz, so dass sich die Grenzen zwischen literarischem Objekt und kritischem Subjekt verwischen. So findet sich beispielsweise zwischen zwei Zitaten, welche den »grotesken« Auftritt der Figur Mara während einer nächtlichen Zusammenkunft mit dem Helden in Millers *Sexus* illustrieren sollen, folgender Kommentar: »Ich hatte schon lange das Interesse an ihren [= Maras, d.V.] Verrenkungen verloren; ausgenommen jenen Teil von mir, der in ihr steckte, war ich kühl wie eine Gurke und fern wie die Sirius...« (Millett 1974, 388).

Dieser Kommentar läßt in mehrfacher Hinsicht Verwunderung aufkommen. Liest man ihn als Parodie, so zielt er auf die phallisch verkörperte Macht, die sich die Kommentatorin aneignet (»Gurke«), als auch die spezielle Erzählhaltung in Millers Text, die als »Demonstration von selbstbewußter Distanz« identifiziert wird (ebd.) – und die von der Kritikerin im Gesamtblick auf die beschriebene Szene sowohl imitiert als auch als unreal bewertet wird, insofern er nur von einem fernen Planeten (»Sirius«) aus möglich scheint. Im Gegenzug bleibt der nahe Blick, der sich mit der beschriebenen Figur identifiziert oder selbst penetriert. Dies erscheint zunächst als Pendant zu der von Millett durchgängig kritisierten Identifizierung des Autors mit dem männlichen Helden, und damit als Versuch, eben diese Erzählhaltung zu verschieben. Die Kehrseite liegt allerdings in einer Verschmelzung der Stimmen, sozusagen als »Transsubstantiation« der leibhaftigen Kommentatorin zur weiblichen Figur. Dadurch erscheint nicht nur die literarische Figur verlebendigt, sondern die Identifikation funktioniert auch andersherum, so dass sich das Ich der Kritikerin selbst in das literarische Szenario – und damit in die Reihe der »Opfer« – einzuschreiben scheint.³⁰

Die Kritikerin erscheint damit in dem oben beschriebenen Dilemma gefangen: Entweder wird die Position des distanzierten Erzählers eingenommen – was hier den Verdacht weckt, dass diese weniger parodiert wird, als dass die Kritikerin selbst an dem inkriminierten Lust- und Machtgefühl partizipiert, das aus der Unterwerfung des Objekts – diesmal des Textes – resultiert. Oder aber sie verortet sich auf der Seite der Weiblichkeitsrepräsentationen und stilisiert sich als Opfer (der Lektüre) – eine Strategie, die schnell ihre Glaubwürdigkeit verlor. Einen wirklichen Bruch konnte das bzw. die sprechenden Ichs auf diese Weise nicht herbeiführen.

30 Eine wörtliche Lektüre des Zitats legt zudem nahe, dass die Lesehaltung so »kühl« nicht ist, sondern längst an dem Lustgefühl partizipiert, das aus der Zurschaustellung und Penetration des weiblichen Körpers entsteht – wie auch an der des Textes selbst. Damit würde sich die Identifizierung von weiblichem Körper und Text (siehe nächste Unterkapitel) im sprechenden Ich kreuzen und bestätigen.

Dass Parodien auf der Grundlage von Literalisierungen leicht missglücken oder sich gegen ihre Erfinderinnen wenden, hat auch Bronfen für einige der von ihr untersuchten Texte beobachtet. Sie führt den Rückfall in Klischees auf das dringliche Bedürfnis zurück, mittels der Fiktion die wahre Wirklichkeit zu beschreiben und womöglich zu verändern:

»Ihr parodierendes Spiel mit Bildern wird immer durch ein Gefühl des Realen unterbrochen, ein Gefühl für die Tatsache, daß sie explizit aus dem Anliegen historischer Frauen schreiben, wie auch jede Äußerung, die aus echter Empörung und Dringlichkeit entsteht, unweigerlich zur Sprache zurückkehrt, auf prädestinierte Bilder, Tropen und Narrationen zurückgreift und sie perpetuiert.« (Bronfen 1996, 585)

Das »Gefühl des Realen« läßt sich als spezifischer Ausdruck des oben beschriebenen Begehrens nach Sprache deuten. Textuelle Konstrukte dienen dabei sowohl auf der rationalen Ebene als Darstellungs- und Erkenntnismedium eigener Erfahrung, als auch auf affektiver Ebene dem Wunsch nach Selbstbenennung und der Anerkennung dieses Wunsches. Der Rückgriff auf realistische Lesarten mit dem Ziel der Konkretisierung des Ausgesagten liegt zwar nahe, hat aber zur Konsequenz, dass tradierte Bedeutungsmuster nicht nur übernommen, sondern auch weiterhin normativ festgeschrieben werden.³¹ Die Literalisierung geht noch einen Schritt weiter, indem sie nicht nur ein Abbildverhältnis des Textes zur Wirklichkeit behauptet, sondern in Anspruch nimmt, Text zu »re-materialisieren«, so dass Textkörper und weiblicher Körper zusammenzufallen scheinen. Diese Strategie stellt nun nicht allein eine Steigerung des Realismus des Beschriebenen dar, sondern erleichtert eben auch das Sicheinfügen der Leserin in das literarische Szenario und das Ausleben des eigenen Begehrens nach Text.³² Das legt den Schluss nahe, dass es

31 Diese Festschreibung ist auch der Grund, weshalb sich theoretisch Textbegehren und Realismus ausschließen. Vielmehr, so Gallas, findet eine Anerkennung des Begehrens nicht statt, »indem das Subjekt sein Begehren explizit formuliert, [...] sondern indem dieses Begehren sich durch den »normalen« Diskurs hindurch, durch die Verschiebung und Verdichtung der Signifikanten Ausdruck verschafft.« (1981, 105). Dafür braucht es aber die Anerkennung zweier Bedeutungsebenen, der manifesten wie latenten, die im Realismus nicht geschieht, in der Literalisierung aufgehoben werden soll. Einen Versuch, diesen Widerspruch zwischen (manifestem) Anspruch und (latenter) Erfüllung zu lösen, hat Cixous (1977) unternommen, s.u.

32 Weigel hat die Verschmelzung zwischen weiblicher Leserin-Kritikerin und Text (weiblicher Autorinnen) als explizite »Schreibweisen einer produzierenden Nachahmung« der 70er Jahre beschrieben (1989, 315f). In-

nicht allein der Rückgriff auf dominierende Bilder ist, die zur Unglaubwürdigkeit führen, sondern ebenso ein Verständnis von realistischer Darstellung, welches die eigenen Macht- oder Lustphantasien leugnet.

Auch in der Folge blieb das Verhältnis zwischen Repräsentation und Wirklichkeit prekär, wie sich nicht zuletzt an dem Konstrukt der *weiblichen Leserin* zeigte.

4. *Reading the Reading* und das Konstrukt der weiblichen Leserin

Die bei Millett unbefragt gesetzten »weiblichen Leser« wurden in der Folge zum Problem, denn sie waren, so die Einsicht, nicht voraussetzungslos vorzufinden, sondern stets eingebunden in die Lektüretradition. Diese Voraussetzungen zu klären, um eine begründete und einheitliche Leserin-Kritikerin-Position etablieren zu können, galt eines der Hauptinteressen des *Feminist Criticism*.

Unter der machtpolitischen Perspektive auf den Textinhalt wurde zunächst das Verhältnis von Text und Leserin in polare Geschlechterkategorien gefaßt: Der *weiblichen Leserin* wurde der *männliche Text* gegenübergestellt, dem »Widerstand« zu leisten war. Judith Fetterley begründete ihr Programm des *resisting reading* (1978) mit dem Mythos amerikanisch-männlicher Identität, die für die Struktur der Texte des gesamten Kanons konstitutiv sei. Auf Leserinnen müsse die Lektüre dieser Texte jedoch fatale Wirkungen haben: Nicht nur, dass Erfahrungen von Frauen nicht repräsentiert würden, sondern die Übernahme des männlichen Blicks, zu dem Frauen gezwungen seien, führe zu einer Spaltung zwischen der Anforderung, sich mit der Position des Männlich-Universalen zu identifizieren und der Erfahrung, als Frau aus einer solchen Position ausgeschlossen zu sein. Auf diese Weise werde die Machtlosigkeit verdoppelt, sie ist nicht nur Thema der Texte, sondern wiederhole sich in jeder Lektüre: »Intellectually male, sexually female, one is in effect no one, nowhere, immasculated« (Fetterley 1978, xvii).

Die in der frühen feministischen Kritik vielfach genutzte Figur der *gespaltenen Leserin* bildet bei Fetterley das Gegenbild zum Heldenmythos männlicher Subjektivität, wie er insbesondere in den *American Studies* gepflegt wurde.³³ Literaturgeschichte wurde hier zur nationalen

wieweit dies tatsächlich implizit auch für die Texte männlicher Autoren zutrifft, wie ich es für Millett beschrieben habe, wäre noch zu untersuchen.

33 Die amerikanische Erfolgsstory wurde, so Fetterleys Analyse, in unzähligen Erzählungen als Kampf des männlichen Helden zwischen Wildnis und

Geistesgeschichte erhoben und mit dem Erziehungsauftrag verbunden, die Studierenden zu »guten Staatsbürgern« heranzuziehen (vgl. Schwenk 1996, 48f). Gegen die Autorität des literarischen Textes mit seiner dreifachen Privilegierung des männlichen Subjekts – als (»amerikanischer«) Autor, als Held der Geschichte und als adressierter Leser, der dessen Erfahrung nachzuvollziehen hatte – lenkte das feministische Projekt der Relektüre den Blick auf die geschlechtsspezifischen Wirkungen der kanonisierten Texte. *Dass* Literatur eine entsprechende sozialisierende Funktion hat, wurde dabei nicht in Frage gestellt, vielmehr diente sie zur Erklärung politisch-gesellschaftlicher Machtlosigkeit von Frauen. Nur ein Bruch mit einer Lektürepradition, die entgegen ihres objektiven Anspruchs stets auf den »männlichen Leser« zugeschnitten war, schien hier Abhilfe zu schaffen bei dem Unterfangen »exorcising the male mind that has been implanted in us« (ebd.). Propagiert wurde ein »anderer Blick« auf die Realität von Literatur, wie ihn Adrienne Rich zuvor in Hinblick auf die im traditionellen Kanon vernachlässigten Texte von Frauen emphatisch formulierte:

»Re-vision – the act of looking back, of seeing with fresh eyes, on entering an old text from a new critical direction – is for us more than a chapter in cultural history: it is an act of survival. Until we can understand the assumptions in which we are drenched we cannot know ourselves. And this drive to self-knowledge, for woman, is more than a search for identity: it is part of her refusal of self-destructiveness of male-dominated society. A radical critique of literature, feminist in its impulse, would take the work first of all as a clue to how we live, how we have been living, how we have been led to imagine ourselves, how our language has trapped as well as liberated us; and how we can begin to see -and therefore live- afresh.« (Rich 1972, 18)

Die konstitutive Funktion, die Literatur für die Ausbildung von Identität zugeschrieben wurde, übertrug Rich hier auf die *Literaturkritik*: Das Konzept der Revision als doppelter »Blick zurück« – als Rückblick auf die Verortung des Weiblichen und als Gegenblick, der den »männlichen« Blick zurückweist – erhielt eine existenzielle Dimension, die noch über die sozialisierende Funktion hinaus zu einer Überlebensnotwendigkeit (*act of survival*) stilisiert wurde. Auf diese Weise wurde die Autorität von Literatur zugleich bestätigt und zur Begründung einer Kritikerinnen-Position herangezogen, die nun explizit feministisch gestaltet war.

Zivilisation wiederholt und funktioniert als Eroberungsgeschicht nach dem Muster: »America is female; to be American is male« (Fetterley, xii). Siehe ausführlicher zur Literaturgeschichte dieser Zeit und zum Konflikt von »Wildnis und Zivilisation« Brumm 1966 (insbes. 598ff); zur feministischen Aufnahme Schwenk 1996 (S. 117f, 208).

Rich formuliert sie programmatisch als Verknüpfung von persönlicher und kollektiver Geschichte, von intellektuellen und praktischen Aktivitäten, dass sich am (avantgardistischen) Ideal der Aufhebung der Grenzen zwischen »Literatur« und »Leben« ausrichtete. Die instrumentelle Aneignung von Literatur stellte also den Weg dar, der aus der ohnmächtigen Position der Beschriebenen zu dem machtvollen Akt des Benennens von Realität (»power of naming reality«, Fetterley 1978, xviii) führen sollte, wobei Literatur als Medium in den Dienst eines feministischen *consciousness-raising* gestellt wurde: »Consciousness is power. To create a new understanding of our literature is to make possible a new effect of that literature on us. And to make possible a new effect is in turn to provide the conditions for changing the culture that the literature reflects.« (Fetterly, xvi)

Die feministische Strategie des *Rereading* lässt sich also als eine Form der Selbstautorisierung verstehen, die davon ausging, dass mit der Gewinnung von Autorität über den literarischen Text auch eine Autorität über das eigene Leben und die gesellschaftlichen Verhältnisse, die dieses bestimmen, einhergeht. »Lesen« hieß damit weniger Textinterpretation, denn, wie Assmann ein solches Lesemodell beschreibt, die »Erueirung grundsätzlicher, lebenswichtiger Erfahrungen«: » ›Tua res agitur‹ ist die Prämisse, unter der gelesen wird, wobei die Lektüre zum Instrument sowohl der Selbsterfahrung wie der politischen Aktion werden kann.« (Assmann 1996, 16).

Folgerichtig forderte Elaine Showalter denn auch, dass sich die feministische Literaturwissenschaft der Literatur von Frauen zuwenden sollte, um die »male-oriented« Normierung des Weiblichen zu beenden (Showalter 1979, 27f). Unter dem Titel *Gynocritics* formulierte sie ein Programm zur literaturkritischen Konstruktion einer »female culture« (ebd.), welche die verschüttet geglaubten weiblichen Werte aufdecken sollte, um eine »andere« (weibliche) Ästhetik begründen zu können. Eine solche Begründung konnte sie letztlich jedoch nicht leisten, vielmehr lief die Frage danach, wie Autorinnen schreiben bzw. unter den patriarchalen Bedingungen schreiben *konnten*, auf eine normative Klassifizierung hinaus, wie Frauen schreiben *sollten*, um als befreit gelten zu können:³⁴ Als ästhetisch hochwertig galten demnach Texte eines »befreiten« Schreibens, welche die Erfahrungen einer (sexuell-biologisch) »weiblichen« Identität ausdrückten, und zwar auf eine realistische Weise – ohne

34 Showalter entwarf ein 3-Phasenmodell der Literaturgeschichte von Frauen, wobei die erste (»feminine«) Phase die der Anpassung an »männliche« Schreibmodelle bezeichnete, die zweite (»feminist«) Phase die der Opposition und die dritte (»female«) Phase die einer »eigenständigen«, emanzipierten Ästhetik.

dass diese Kriterien allerdings einer Überprüfung unterzogen worden wären.³⁵

Die Frage nach einem weiblichen/feministischen Lesen blieb jedoch weiterhin virulent. Die Vergeschlechtlichung des Lesens mit der Figur der *weiblichen Leserin* stellte die literaturwissenschaftliche Version der in der feministischen Philosophie, Psychologie bzw. in den Sozialwissenschaften entwickelten *Standpunkttheorien* dar, die dem wissenschaftlichen Modell des universalen Subjekts das in einem sozialen Kontext »situiertere Subjekt« gegenüberstellen. Mit diesen Ansätzen teilte das Konstrukt der weiblichen Leserin das Verdienst, das Augenmerk auf die geschlechtsdifferente Struktur der wissenschaftlichen Institution und ihrer Kategorie geschärft zu haben, ebenso wie deren Begrenzung, die in der stillschweigenden Voraussetzung einer fixen Geschlechterdifferenz begründet lag.³⁶ Mit der Betonung der Geschlechterdifferenz orientierten sich die Standpunkttheorien an der zweiten Strategie de Beauvoirs, die empfahl, ein spezifisch Weiblich-Differentes zur Anerkennung zu bringen (s.o. Kap. III.1). Das Ziel bestand darin,

»[...] daß die immer wieder postulierte unterschiedliche Wahrnehmung von Frauen einer neuen theoretischen Erklärung bedarf, die begründen kann, wa-

35 Ausführlich kritisierte Toril Moi (1985) die unbefragte Übernahme ästhetischer Traditionen. Für Showalter gelte vielmehr: »politics is a matter of the right content being represented in the correct realist form«. Was in dieses Schema nicht integriert werden konnte, galt als rückschrittlich, wie etwa die literarischen Texte von Virginia Woolf. Siehe zur Kritik auch in Anschluss daran Lindhoff 1995, 39ff; Osinski 1998, 51.

36 Standpunkttheoretische Konzepte haben sich zunächst aus einem marxistischen Kontext heraus entwickelt (Hartsock 1983a+b). Sandra Harding charakterisierte das Konzept, das sich der Hegelschen Herr-Knecht-Dialektik verdankt, so: »Kurzgefaßt geht die Argumentation dahin, daß die gesellschaftliche Vorherrschaft der Männer partielle und pervertierte Auffassungen und Vorstellungen zur Folge hat, während die Frauen aufgrund ihrer untergeordneten Position vollständigere und weniger pervertierte Vorstellungen zu entwickeln vermögen. Feminismus und Frauenbewegung stellen die theoretischen und motivationalen Grundlagen für wissenschaftliche Untersuchungen zur Verfügung, aufgrund derer die Sichtweise der Frauen zu einem »Standpunkt« werden kann, d.h. zu einer moralisch und wissenschaftlich akzeptableren Grundlage« (1991, 24). Neben dem marxistischen Einfluss spielte die psychoanalytische Objektbeziehungstheorie eine wichtige Rolle (auch bei Hartsock 1983b). Der einflussreiche, von Carol Gilligan entwickelte Ansatz unterstellte einen anderen, »verantwortungsvolleren« Umgang mit Objekten, den sie mit der spezifischen psychosozialen Entwicklung von Frauen begründete. Diese Konzepte wurde vielfach wegen ihres Universalismus« der »weiblichen Erfahrung« kritisiert und abgeändert (vgl. Hekman 1999). Zur Kritik an einer Romanisierung der Perspektive der Unterdrückten siehe auch Hof (1995, 73f).

rum die Erfahrungen von Frauen andere Forschungsfragen erfordern und warum Männer und Frauen von historischen und gesellschaftspolitischen Entwicklungen auf unterschiedliche Weise betroffen sind.« (Hof 1995, 69)

Die Annahmen anderer Wahrnehmung und anderer Erfahrungen wurde zunächst für die Literaturwissenschaft unbefragt übernommen.

Um die simple Täter-Opfer-Logik, die, wie bei Millett, auf einer Gleichsetzung zwischen weiblicher Figur und Leserin beruhte, zu überwinden, aber auch, um das inzwischen auch im feministischen Kontext konstatierte Theoriedefizit (vgl. Showalter 1979) auszugleichen, wandte sich die feministische Kritik in den 80er Jahren *Reader-Response*-Theorien zu. Dabei handelt es sich um handlungsorientierte Rezeptionsästhetiken, die auf hermeneutischer, phänomenologischer oder strukturalistischer Grundlage die Frage nach der Rolle der Lesenden und der Leseerfahrungen stellten.³⁷ Patrocinio P. Schweickart und Elisabeth Flynn stellten in ihrem grundlegenden Sammelband *Gender and Reading* (1986) unterschiedliche Gemeinsamkeiten fest. Wie in der feministischen Kritik werde auch hier das Verhältnis von Leser und Text problematisiert: »Reader-response criticism [...] has promoted readers from their previous role as ›extra‹ to that of ›co-star‹ with the text in a new script – or, more accurately, scripts – thereby calling attention to the problematic interaction between reader and text.« (Schweickart/Flynn 1986, vix).

Beide stellten die eingenommene Perspektive als Rahmen wie als Begrenzung für das Verstehen und die Interpretation heraus (ebd., xxi). Schweickart versprach sich gar von der Entwicklung einer feministischen Theorie des Lesens eine theoretische Bestimmung feministischer Kritik schlechthin: »A theory of reading may well be the key to the definition of feminist criticism als multi-faced, contradictory, but nevertheless coherent and genuinely collective enterprise.« (Schweickart 1985, 2; zit.n. Hof 1995, 169).

In *Reading Ourselves: Toward a Feminist Theory of Reading* (1986) führte Schweickart die bis dahin unverbundenen Lesemodelle für Texte männlicher Autoren der *Feminist Critique* und für Texte weiblicher Autorinnen im *Gynocentrism* unter dem Dach des *Reader-Response*-Ansatzes zusammen. Dazu unternahm sie zunächst eine Neuformulierung einiger Grundannahmen über die Natur des Lesers. Im Zentrum (nicht nur) der feministischen Kritik stand die Idealisierung eines abstrakten Lesers, dem generelle Konstruktionsprozesse in der Lektüre unterstellt wurden. Ihm wurden nun die geschlechtsspezifischen Lese-Erfahrungen

37 Vgl. die Ausführungen zu Iser, Kap. I.5.2; allgemein zur Rezeptionsästhetik Müller 1990. (Roland Barthes spielte für die in diesem Kapitel diskutierten feministischen Ansätze keine Rolle).

entgegengestellt (vgl. Schweickart/Flynn 1986, xi; Culler 1988, 46ff). Das übergeordnete Ziel bestand, wie Schweickart auch unter Bezug auf Rich, Fetterley und Showalter forderte, weiterhin darin, aus einer (uninformierten) »weiblichen« Leserin eine informierte, kritische »feministische« Leserin zu bilden. Im Unterschied zu Millett war das Ziel, »als Frau« zu lesen, nicht mehr voraussetzungslos zu erreichen, sondern bedurfte eines inneren Lernprozesses, des *consciousness raising*. Das trifft sich mit dem klassischen Bildungsanspruch von Literatur, der von einem sog. naiven zu einem sog. kritischen Lesen führt. Schweickart führte ihn als einen an, der Frauen, ebenso wie Schwarzen, gleichermaßen verwehrt sei wie er eine Utopie darstelle (Schweickart 1985, 35). Auch die spezielle Variante der *Reader-Response*-Theorie, die, so Jonathan Culler, stets zu einem Wissen führe und dabei »aus dem Lesen eine Aktivität macht, die zu einem moralisch produktiven Selbstbewußtsein führt« (Culler 1988, 86) wird implizit aufgegriffen und modifiziert.³⁸

In Schweickarts Lesemodell wird das Ziel der informiert-kritischen Leserin auf zweifache Weise erreicht. Zum einen auf dem Wege einer *negativen Hermeneutik*, die sie als Lesehaltung für die Texte männlicher Autoren beschreibt. Die bislang favorisierte Haltung des *resisting* gegenüber einem letztlich als Feind betrachteten Text wird von Schweickart nun als eindimensional zurückgewiesen – und dies nicht nur, weil sie den untersuchten Texten und ihren positiven Identifikationsmöglichkeiten auch für Frauen nicht gerecht werde.³⁹ Sondern insbesondere deshalb, weil mit der These der *immaculation* die Kontrolle über die Bedeutung ganz an den Text abgegeben werde, der die Position der weiblichen Leserin bestimmt. Schweickart dient an dieser Stelle Wolfgang Iser's Konstrukt des *impliziten Lesers* als Modell dafür, wie Textstrukturen das Bewusstsein der Lesenden formen – ohne allerdings darauf einzugehen, dass es sich dabei um einen Prozess widersprüchlicher Erfahrungen handelt.⁴⁰ Die Betonung des subjektiven Anteils bei der Kon-

38 Culler zitiert hier u.a. Wolfgang Iser, der von unterschiedlichen Entdeckungen spricht: »Im 19. Jahrhundert tritt an die Stelle der Heilserwartung die Entdeckung der »menschlichen Natur« durch den Leser. Im 19. Jahrhundert »soll der Leser selbst eine Rolle entdecken, die er ständig von den sozialen Normen zugewiesen erhält, um dadurch in ein kritisches Verhältnis zu den gesellschaftlichen Verhältnissen zu gelangen«. Im 20. Jahrhundert bezieht sich »die Entdeckung auf das Funktionieren unserer Fähigkeiten (der Wahrnehmung)«.« (Culler 1988, 85; Zitat im Zitat Iser 1973, S.10.).

39 Eine entsprechende Diskussion wurde auch im Bereich der Filmtheorie geführt, hier allerdings differenzierter und auf psychoanalytischer Grundlage, vgl. etwa Silverman 1983.

40 Schweickart 1986, 49; zu Iser siehe Kap. I.5., 2. Abschn.

struktion einer Textkohärenz, wie sie sich bei Iser und anderen findet, erscheint zunächst als Gegenstrategie. Sie birgt aber das Problem, so Schweickart, dass die weibliche Leserin nun als »agent of her own immasculatation« (Schweickart 1986, 49) erscheint. Hier gelte es nun, *Reader-Response*-Ansätze um die feministische Analyse zu erweitern, die diese Dialektik zwischen Fremd- und Selbst-Unterwerfung aufdecke und eine Distanzierung erlaube. Dazu sollte zunächst die Wahlmöglichkeit der Lesehaltung offengelegt werden – »The reader can submit to the power of the text or she can take control of the reading experience.« (ebd.) – wobei als Ziel weiterhin ein »reading as a woman« formuliert wird, »without putting one's self in the position of the other« (ebd., 50). Dass dies jedoch gerade kein Frage der Wahl ist, sondern ein durchgängiger Repräsentationseffekt, ist auch Schweickart bewusst. Sie favorisierte daher, in Abgrenzung zu dem individuellen Ansatz Iser's, den Vorschlag von Stanley Fish (1980), der mit seinem Konstrukt der »Interpretationsgemeinschaft« die Aktivität des Lesens in einem sozialen Kontext situiert. Dies korrespondiere mit dem feministischen Anliegen, Lesen als kollektiven Akt zu begreifen, dem zudem die »therapeutische« Funktion zugeschrieben wird, die psychosozialen Effekte auf Frauen aufzudecken (Schweickart 1986, 51). Um nicht erneut in die Opferrolle zurückzufallen, schlug Schweickart als neue, relativierte Position für die feministische Leserin schließlich die der *Zeugin* vor, nämlich von geschlechtsspezifisch geprägten Leseprozessen (ebd.). Worüber sich die privilegierte Sicht dieser durchaus vielversprechenden und später auch in anderen feministischen Kontexten (etwa von Haraway, siehe Kap. IV.3) genutzten Position allerdings begründen soll, blieb hier offen (s.u.).

Auch in der feministischen Adaption von Lesetheorien bleibt das Dilemma bestehen, das, wie Culler ausgeführt hat (1988, 75ff), in der Neigung besteht, die Spannung zwischen der Autorität des Textes und der der LeserIn zu einer Seite hin aufzulösen, so dass entweder die LeserIn als vorkonstruierte Position doch wieder hinter den Text – und den Autor als Konstrukteur – zurücktritt, was bei Iser ebenso wie in der feministischen These der *immasculatation* der weiblichen Leserin der Fall ist. Umgekehrt droht der Text hinter der Deutungshoheit der LeserInnen irrelevant zu werden, bei Fish ebenso wie bei Schweickarts feministischer Interpretationsgemeinschaft. Schweickart erkannte das Dilemma an, gab dieser Kritik aber eine neue Wendung, indem sie das Dilemma nun auf ein spezifisch männliches Modell des Lesens und der Kritik zurückführt. Dieses sei geprägt durch die Frage der Bedeutungs-Kontrolle und einen strikten Separierungswillen, welche die Schwierigkeit eindeutiger Grenzziehung zwischen Text und Subjekt erst eigentlich zum Problem machten (Schweickart 1986, 55). Dagegen setzte sie als ein spezifisch

weibliches Lesen ein »intersubjektives« Dialog-Modell, mit dem die »Dialektik der Kontrolle« einer »Dialektik der Kommunikation« weichen sollte (ebd., 52). Diese *positive Hermeneutik* gewann Schweickart als zweite Lesehaltung aus dem Umgang feministischer Leserinnen mit Texten weiblicher Autorinnen. Beide Seiten erscheinen hier als subjektiviert: Die Leserin trifft nicht einfach auf ein Textobjekt, sondern auf ein »subjektiviertes Objekt«, wobei der Text zum Medium des Ausdrucks und des Begehrens einer anderen Frau avancierte (ebd.). Die Leserin ihrerseits verdoppelt sich im Prozess der Lektüre zur Leserin-Autorin, so dass beide Seiten sich »gleichberechtigt« gegenüberstehen sollen. Dass sich notwendigerweise ein Ungleichgewicht einstellt, insofern als die Leserin – nicht nur unter den Prämissen einer Leseraktionstheorie – stets das letzte Wort behält, ist auch Schweickart bewusst. Dieses gilt es jedoch mittels einer kritischen Reflexion auszugleichen, die den subjektiven Projektionsgehalt der Lektüre anerkennt und über die Angabe des doppelten Kontextes von Lesen und Schreiben offenlegt. Lesen wird nun zu einem Vermittlungsprozess, der den Bruch zwischen den Lesenden und den Schreibenden über das Schaffen einer gemeinsamen Grundlage überbrücken soll: »Reading becomes a mediation between author and reader, between the context of writings and the contexts of reading« (ebd., 54).⁴¹

Das erscheint nun noch nicht spezifisch feministisch, sondern dem hermeneutischen Vorgehen inhärent. Das Ziel der Hermeneutik ist ja gerade, die unterschiedlichen Horizonte der Lesenden wie der Texte im Prozess eines nachvollziehenden *Verstehens* in Einklang zu bringen.⁴² Im Unterschied zur traditionellen Hermeneutik verwahrte sich Schweickart jedoch gegen einen objektivierenden Anspruch. Sie betonte dagegen, weiterhin im Einklang mit ihren Vorgängerinnen, eine subjektive Herangehensweise, welche die in der Hermeneutik zur Voraussetzung bestimmte ästhetische Distanz zwischen dem (historischen) Text und (heutigen) Interpretierenden in einem allgemein gesetzten, raum- und zeitübergreifenden Frau-Sein vermitteln will, »trying to connect with the existence behind the text« (ebd., 53).

Das übergeordnete Interesse einer solchen feministischen Hermeneutik geht weiterhin über ein reines Textverstehen hinaus: »Feminist reading and writing alike are grounded in the interest of producing a community of feminist readers and writers« (ebd., 56) heißt es abschlie-

41 Also wortwörtlich das Programm, dem Christa Bürger in ihrer Literaturgeschichte folgt, s.o.

42 Vgl. etwa Gadamer (1995), der vom »Verschmelzen« der Horizonte spricht – wobei zugleich die Eigenständigkeit des Textes erhalten bleiben soll. Zu diesem grundsätzlichen Widerspruche siehe Jung (1990, 168).

ßend. Dass diese *community* jedoch selbst nicht einheitlich ist, wurde Mitte der 80er Jahre bereits mit der Diskussion um die Differenzen zwischen Frauen deutlich. Schweickart trägt dem Rechnung, indem sie einfordert, Differenzen zwischen Leserin und Schreiberin anzuerkennen und Vereinnahmungen zu vermeiden. Allerdings werden diese Differenzen letztlich wiederum unter die Geschlechterdifferenz subsumiert. Denn nicht nur eine vermeintlich neue Lesehaltung wird hier proklamiert, sondern auch eine andere, »weiblich« bestimmte Form von (Inter) Subjektivität. Hier macht sich der Einfluss der Objektbeziehungstheorien bemerkbar, der die standpunkttheoretischen Ansätze mitgeprägt hat. So heißt es bei Schweickart (unter Bezug auf Chodorow und Gilligan):

»[...] men define themselves through individuation and separation from others, while women have more flexible ego boundaries and define and experience themselves in terms of their affiliations and relationships with others. [...] This difference is consistent with the difference between mainstream models of reading and the dialogic mode I am proposing for feminist readings of women's writing.« (ebd., 54f)

Im Umfeld der *Reader-Response*-Theorien waren eine Reihe von ForscherInnen damit beschäftigt, den geschlechtsspezifischen Unterschied in der Rezeption von Literatur, wonach Frauen einen empathischen Zugang, Männer dagegen einen auf Abgrenzung und Konkurrenz bedachten praktizierten, auch mittels empirischer Studien nachzuweisen.⁴³ Angesichts der Vielfalt von LeserInnen-Reaktionen kamen sie jedoch letztlich nicht umhin, die weibliche Leserin, ebenso wie den männlichen Leser, als ein fiktionales Konstrukt auszustellen, das zwar auf einen allgemeinen Einfluss von Gender hinweisen kann (»that gender is a significant determinant of the interaction between the text and reader«, Schweickart/Flynn 1986, xxviii), dieser sich jedoch im Konkreten kaum nachweisen läßt, ohne die Geschlechterdifferenz, welche die Untersuchung ergeben sollte, bereits vorauszusetzen und zu reifizieren. Hier läßt sich das selbstdekonstruktive Moment ausmachen, dass nicht nur für (feministische) *Reader-Response*-Ansätzen festgestellt wurde (vgl. Hof 1985, 181f), sondern auch für feministische Standpunkttheorien (vgl. Hekman 1999, 38), insofern beide *per definitionem* auf Pluralität angelegt sind, welche die Idee eines einheitlichen Standpunkts bzw. einer einheitlichen Leseerfahrung von vornherein untergraben. Auch bzw. gerade wenn ein feministischer Standpunkt als Ergebnis eines Analyseprozesses angestrebt wird – im Unterschied zu einer als gegeben angenommenen »weiblichen« Perspektive – verschärft sich das Legitimi-

43 Siehe den gesamten Sammelband Flynn/Schweickart (Hg.) (1986).

onsproblem, denn es bleibt unbegründet, weshalb das Konstrukt der »weiblichen Erfahrung« – oder der »hypothesis of a female reader«,⁴⁴ wie Showalter (1979, 25) ein solches Konstrukt benannte – dem »männlicher« oder anderer Erfahrungen gegenüber privilegiert werden sollte.⁴⁵ Hof kritisierte in Anschluss daran, dass mit dem Bezug auf die Interpretationsgemeinschaft die Idealisierung der *weiblichen Leserin* fortgeführt wurde, anstatt den normierenden Effekten einer solchen Bedeutungsproduktion nachzugehen (Hof 1995, 186): »Das Konstrukt des Lesers kann nicht durch eine *Leserin* ersetzt werden. Wichtig ist stattdessen die Frage, welche Grenzziehungen ein solches Konstrukt impliziert«; lautet ihr Fazit (ebd. 204f).

Zusammenfassend läßt sich feststellen, dass die Aneignung von Lesetheorien dem Ziel feministischer Literaturwissenschaft, der Selbstkonstituierung einer weiblichen Leserin auf der Grundlage eines feministisch-informierten Standpunkts, zunächst durchaus zuträglich war. Mit *Reader-Response*-Ansätzen ließ sich ein pragmatischer Umgang mit Literatur begründen, der eine Verbindung zwischen literarischer Produktion und Rezeption herstellt. Denn hier wird, zumindest in den hermeneutisch orientierten Ansätzen, Literatur handlungstheoretisch als ein kommunikativer Akt verstanden, der Rückwirkungen auf das Bewusstsein wie auf die Lebenswelt der LeserInnen einschließt.⁴⁶ Eine unbefragte Voraussetzung in diesem feministischen Kontext blieb jedoch der instrumentelle Umgang mit Literatur, der eindeutig identifizierbare, im

44 Im Unterschied zum *Misreading* Jonathans Cullers, der sich diese Formulierung für die Begründung eines eigenen »Lesens als Frau« zunutze machte (1988, 46ff), trennte Showalter die Position der Leserin nicht von Erfahrungen von Frauen, sondern zieht sie zu einer ideellen Gesamtposition zusammen. Cullers Interpretation wurde als eine maskuline Abneigung gegenüber feministischer Kritik unter erneutem Ausschluss von Frauen gewertet und sorgte bis Ende der 80er Jahre für Unmut (vgl. Modleski 1986, de Lauretis 1987).

45 Susan Hekman beschrieb dies als die Crux der Standpunkttheorien der 70er und 80er Jahre. Zum Widerspruch entwickelten sich die beiden Grundannahmen, »that all knowledge is located and situated [but] one location, that of the standpoint of women, is privileged« (Hekman 1999, 38). Der Widerspruch verstärkt sich, wenn Standpunkte als Konstrukte verstanden werden, die materiellen Bedingungen, von denen sie sich ableiten, aber als unumstößliche Realität aufgefasst werden, welche den Standpunkt legitimieren sollen.

46 So in der einflussreichen These von Hans Robert Jauss: »Die gesellschaftliche Funktion der Literatur wird erst dort in ihrer genuinen Möglichkeit manifest, wo die literarische Erfahrung des Lesers in den Erwartungshorizont seine Lebenspraxis eintritt, sein Weltverständnis präformiert und damit auch auf sein gesellschaftliches Verhalten zurückwirft.« (Jauss 1970, 199).

feministischen Sinne positive oder negative Texteffekte voraussetzt. Zwar wurde der Text von einem simplen Freund/Feind-Schema zum Medium umdefiniert, das einerseits als »symptom of a cultural malaise« (Fetterley, nach xviii) Aufschluss geben sollte über die gesellschaftlichen Bedingungen seiner Produktion, andererseits kollektive Verbindungen stiften sollte. Dieser epistemologische wie emotionale Gewinn war jedoch als ein Produkt der aktiven Partizipation der Lesenden gedacht; der Status des Textes selbst blieb unverändert, insofern er in seiner Eigenbedeutung im Hintergrund stand. Damit wurde aber auch das Potenzial, das etwa Isters Theorie enthält – die sich im Übrigen mindestens ebenso sehr als Texttheorie wie als Lesetheorie darbietet (vgl. Müller 1990, 186) – nicht genutzt: So hätte Schweickarts Modell des »feministischen Lesens« sicherlich gewinnen können durch die Aufnahme von Isters Thematisierung des Oszillationsprozesses zwischen Text und RezipientInnen, welche die Verstricktheit des Lesenden in die (von ihm hervorgebrachte) Textgestalt beschreibt (vgl. Kap. I.5, 2. Abschn.). Stattdessen wurde jedoch, sozusagen unter Umgehung der Textstrukturen, der Weg der identifizierenden Verschmelzung zwischen Lesenden und Schreibenden gewählt, mit dem die Unterscheidungen zwischen Verfasserin und Text einerseits, Leserin und Leserrolle(n) andererseits zugunsten eines einheitlichen Handlungssubjekts vernachlässigt wurden. Die Frage, wie genau sich Subjektivität im und durch den Text zu konstituieren vermag, wurde so auf einen schematischen Mechanismus von Identifizierung bzw. Abgrenzung verwiesen, der innerhalb der Interpretationsgemeinschaft der *feminist community* entschieden wurde.

Vermieden wurden auf diese Weise nicht nur jegliche Anklänge an eine De-Konstruierung des Subjekts, an Selbst-Auflösung und –Verlust in und durch Text, wie sie den Subjekt-Diskurs der Moderne prägten. Vermieden wurde auch, das Verhältnis zwischen Text und Subjekt tatsächlich auszuloten, mit dem Effekt, dass schließlich das Kontrollbedürfnis des feministischen Subjekts die Oberhand gewann.

5. Dekonstruktion des Symbolischen:

Echos mimetische Rede

Zwischen Affirmation und Subversion

»Kaum hat sie also Narcissus erblickt, der abseits vom Wege durchs Gelände streifte, entbrannte ihr Herz in Liebe. Sie folgt verstohlen seinen Spuren, und je länger sie ihm folgt, desto mehr läßt seine Nähe sie erglühen [...]. O wie oft wollte sie ihm mit liebevollen Worten nahen und ihn durch Bitten erweichen!

Ihr Wesen verbietet's! Es erlaubt ihr nicht, den Anfang zu machen. Doch eines steht ihr frei: Sie ist bereit, Laute abzuwarten, auf die sie antworten kann. Zufällig hatte der Knabe, vom treuen Gefolge entfernt, gerufen: ›Ist jemand hier?‹, und ›hier‹ hatte Echo erwidert. Er staunt, läßt den Blick überallhin schweifen und ruft mit lauter Stimme: ›Komm!‹ Sie ruft ihn, wie er sie ruft. Er blickt zurück und spricht, da wieder niemand kommt: ›Was fliehst Du vor mir?‹ Und ebenso viele Worte, wie er gesprochen hatte, erhielt er zurück. Er beharrt; getäuscht durch den Widerhall der antwortenden Stimme spricht er: ›Laß uns hier zusammenkommen‹, und keinen Laut gab es, auf den sie jemals lieber geantwortet hätte. ›Zusammenkommen‹, wiederholt Echo, vertraut auf ihre eigenen Worte, verläßt den Wald. Schon ging sie auf ihn zu, um den ersehnten Hals mit den Armen zu umschlingen – er aber flieht; und während er flüchtet, ruft er: ›Hände weg, laß die Umarmungen! Eher will ich sterben als dir gehören.‹ Sie antwortet nichts als ›dir gehören‹. Die Verschmähte hält sich im Walde versteckt, verbirgt schamhaft das Gesicht im Laub und lebt von nun an in einsamen Höhlen. Doch die Liebe bleibt und wächst noch aus Schmerz über die Zurückweisung. Sorgen gönnen ihr keinen Schlaf und zehren den Leib jämmerlich aus; Magerkeit läßt die Haut schrumpfen, in die Luft entschwindet aller Saft des Körpers, nur Stimme und Gebein sind übrig. Die Stimme bleibt, das Gebein soll sich in Stein verwandelt haben. Seitdem ist sie im Wald verborgen und läßt sich auf keinem Berg blicken. Alle können sie hören. In ihr lebt nur der Klang.« (Ovid, Narcissus und Echo, III 370-402)

In den 1980er Jahren fand in der US-amerikanischen Diskussion des feministischen *Literary Criticism* ein Mythos besondere Aufmerksamkeit: der Mythos von Echo und Narciss. Der Mythos erzählt im Zusammenhang mit dem Schicksal des sich selbst bespiegelnden Narciss auch die Geschichte der Nymphe Echo, die infolge einer göttlichen Bestrafung dazu verurteilt ist, die Laute am Ende der Rede anderer zu wiederholen. Der Echo-Mythos wurde als Parabel der weiblichen Leserin/Kritikerin bzw. des Verhältnisses von Weiblichkeit (Männlichkeit) und Text gelesen und darüber hinaus als Gleichnis »männlicher« und »weiblicher« Subjektivität schlechthin. Darin erfuhr er unterschiedliche Auslegungen. In psychoanalytischen bzw. dekonstruktiven Lektüren wurde Echos Rede als ein positives Modell des (nicht nur weiblichen) Sprechens entworfen, wie im Verlaufe dieses Kapitels gezeigt werden soll, und was natürlich nicht unwidersprochen blieb.

Kulturelle Mythen galten als besonders aufschlussreich in Hinblick auf tradierte Geschlechter-Stereotypen, die nun einer kulturpsychologischen Lektüre unterzogen wurden. Mit der Zuwendung zu psychoanalytischen bzw. dekonstruktiven Theoremen wurde das Verhältnis zwischen Text und Weiblichkeit unter dem Vorzeichen des Differenten neu bestimmt: Weiblichkeitsbilder wurden nicht mehr (nur) wortwörtlich in

Hinblick auf mögliche Identifikationen bzw. nötige Desidentifikationen gelesen, sondern als Metaphern, die weniger Aufschluss über reale Frauen, denn über die symbolische Positionierung des Weiblichen geben. Dem war im US-amerikanischen Kontext eine Umbewertung vorausgegangen, die sich in einem Teil der feministischen Literatur- und Kunstkritik ab Anfang der 80er unter dem Einfluss der Rezeption französischer PoststrukturalistInnen vollzog und die einen neuen Blick auf Mythen eröffnete.⁴⁷

Diskursbegründend für eine psychoanalytisch-orientierte, symptomale Lektüre von Weiblichkeitsbildern zunächst im US-amerikanischen, später auch im deutschsprachigen Kontext wurde Sandra Gilberts und Susan Gubars These des *killing women into art* (in Gilbert/Gubar 1979). Die These der »Tötung« des Weiblichen im Dienste der männlichen Kunstschöpfung avancierte zum »zentralen Paradigma feministischer Kritik« (Weigel 1996, viii). Die Spaltung zwischen einer metaphorisch gefassten und gleichsam stillgestellten Weiblichkeit als Inhalt und Träger der Kunst und realen Frauen, die als Produzentinnen ausgeschlossen waren, wurde hier als konstituierendes Moment der Kunst behauptet. Die feministische Mythenkritik richtete sich etwa auf die Chiffre des *poeta laureatus*, die sich auf Petrarca bezieht, als der Dichter, der seine tote Geliebte besingt und dabei seine Trauer in Dichtkunst verwandelt (»die Konvertierung der toten Frau (*Laura*) in den Lorbeerkranz (*laureatus*) des Dichterruhms«, Weigel 1996, viii); ebenso wie auf den Mythos der Medusa, in dem ihr Tod zum Ursprung der Musik wird. Zum »Schlüsseltext der feministischen Literaturwissenschaft« avancierte, Lindhoff zufolge (1995, 26), die Erzählung Edgar Alan Poes »Das ovale Portrait«, in der das weibliche Modell in dem Moment stirbt, in dem der Maler das Bild beendet (vgl. auch Bronfen, 1996, Kap.7 »The lady is a portrait«, S. 162ff). Regelmäßig erschien die Verwandlung von »Leben in Kunst« am weiblichen Körpers vollzogen: »Die Frau wird (...) zur privilegierten Metonymie für Tod, so daß ihr Opfer dazu dient, einen imaginären Triumph über die eigene Sterblichkeit und über die (...) Ambivalenz zu inszenieren«, beschrieb Elisabeth Bronfen diese Funktion

47 Während in der deutschsprachigen feministischen Debatte die Aufnahme der Psychoanalyse als kritisches Instrument über ihre Rezeption in der Kritischen Theorie geëbnet wurde, galt sie in der US-amerikanischen Diskussion (in der Folge von de Beauvoirs und Milletts Fundamentalkritik) bis Ende der 70er Jahre als Inbegriff patriarchaler Ignoranz. Erst Juliett Mitchells Neulektüre eröffnete einen Zugang. Vgl. zur US-amerikanischen Freud-Rezeption in den 70ern Osinski 1998, 52ff. Die deutschsprachige Mythen-Diskussion war zunächst von Ansätzen radikalfeministischer Aneignung geprägt. Psychoanalytisch informierte Lektüren fanden ab etwa Mitte der 80er Jahre vermehrt statt.

(Bronfen 1996, 280). Über diese Szenerie erschloss sich nicht nur der inhärente Zusammenhang zwischen dem Mythos der Unvergänglichkeit der Kunst und der Mythisierung von Weiblichkeit in Gegenbildern von Natur, Tod, Sinnlichem und Schöner, sondern sie figurierte auch eine geschlechtsspezifisch organisierte, ins Symbolische eingelassene »Opferstruktur« (Kristeva 1982; Weigel 1988), die über die Kunstgeschichte hinaus als Grundschemata der abendländischen Zivilisationsgeschichte gelesen wurde: Eine Aneignung des Weiblichen im Dienste der Konstituierung des männlichen Subjekts.

Diese Formulierungen verweisen erneut auf den problematischen Punkt der feministischen Diskussion: Während Weiblichkeit einerseits rhetorisch-symbolisch bestimmt wird, erscheint die Metapher (oder Metonymie) andererseits als Wirklichkeitsbeschreibung. Das prekäre Verhältnis zwischen Repräsentation und Realität soll im Folgenden anhand der Darstellung der Diskussion um Weiblichkeit als Metapher, Metonymie, Mimesis, Transposition und Allegorie weiter dargestellt werden.

Weiblichkeit als Metapher

Die theoretische Grundlage der Bestimmung von Weiblichkeit als Metapher bildete das in der strukturalistischen Anthropologie und in der Psychoanalyse Lacans ausgearbeitete Konzept einer *symbolischen Ordnung*. Den Geschlechtern sind darin oppositionelle Positionen zugewiesen: Frau bzw. Weiblichkeit ist, wie Mann und Männlichkeit, konstitutiv eingebunden in ein Klassifikationssystem von Natur/Kultur, Passivität/Aktivität etc., das als unbewusste, binäre Tiefenstruktur der Gesellschaft verstanden wird:

»Der Übergang vom Naturzustand zum Kulturzustand läßt sich aus der Befähigung auf seiten des Menschen erkennen, die biologischen Beziehungen in Gegensatzsystemen zu denken: Zweierheit, Alternation, Gegensatz und Symmetrie, die sie sich unter bestimmten Formen vorstellen, wobei Übergangsformen nicht erklärungsbedürftige Phänomene, sondern unmittelbare Grundgegebenheiten der sozialen Wirklichkeit sind.« (Lévi-Strauss (1981, 663)⁴⁸

48 Die universalen Ansprüche der Lévi-Strauss'schen symbolischen Ordnung mit ihrer strikten Gegenübersetzung von Natur/Weiblichkeit, Kultur/Männlichkeit sowie die letztlich zirkelförmige Gleichsetzung binärer Strukturen in Natur und kulturellen Symbolisierungen wurden in der feministischen Anthropologie schon früh kritisiert. (Vgl. McCormack/Strathern (Hg.) (1980). Nichtsdestotrotz blieb es einflussreich für die Bestimmung des Natur-Kultur-Verhältnisses, die sich nicht aus einer Aufklärungskritik ableitete (wie die Kritische Theorie v.a. in der deutschsprachigen Diskussion).

Dem Weiblichen als das Andere kommt dabei die kulturstiftende Funktion zu, Differenz zu symbolisieren, was unter einer kulturanthropologischen Perspektive eine »doppelte« Position der Frau als Ein- und Ausgeschlossene begründet.⁴⁹ Ein weiterer wichtiger Ausgangspunkt für die feministische Kritik war die Funktion von Weiblichkeit als Projektionsfläche für den »kastrierten Körper«, wie die Symbolisierung von Differenz in psychoanalytischen Erklärungsmodellen bestimmt wurde.⁵⁰ Hier findet sich die Grundlage der kulturellen Metaphorisierung des Weiblichen: Dem Weiblichen kommt demnach die Aufgabe zu, die Vorstellung ungeteilter, substanzieller Männlichkeit zu stützen, indem sie zum einen als negatives Spiegelbild wirkt, auf das der Mangel projiziert werden kann; zugleich jedoch, in einer phallischen Bedeutung, als Inbegriff der Überwindung von Spaltung und Trennung die Utopie der Aufhebung von Differenzen schlechthin verkörpert. Die Differenz, die Weiblichkeit im Unterschied zu Männlichkeit (potenziell) bedeutet, erscheint in diesem Verständnis verdrängt, so dass sich das (männliche) Subjekt, ungeachtet aller relationalen Konstitutionsbedingungen, als autonom und »ganz« imaginieren könne. Nicht nur die Bestimmung des Subjekts unter den Vorzeichen von Mangel und Sein, sondern auch der von de Beauvoir (ebenfalls unter Bezug auf Lévi-Strauss) beschriebene Weiblichkeitsmythos findet hier eine psycho-kulturelle Begründung als komplementäre, phantasmatische Struktur, die zur Vermeidung der (symbolisch gedachten) »Kastration«, also der Trennung von Ich und Welt, dient.

Eine solche phantasmatische Subjektivität wurde in der Psychoanalyse figuriert durch die mythische Figur des Narziss. Dieser nimmt nichts anderes wahr und erkennt niemanden an als sein eigenes Spiegelbild, dessen Natur ihm jedoch (zunächst) verschlossen bleibt: »Er weiß nicht, was er sieht; doch was er sieht, setzt ihn in Flammen« heißt es bei Ovid (III. 430). Was sich hier zeigt und verkannt bleibt, deutete Freud als die Herausbildung des *Idealich*, ein phantasmatisches, idealisiertes Bild seiner selbst (Freud 2000a). Im psychoanalytischen Kontext erhielt dieser Prozess der Spiegelung eine elementare, ambivalente Bedeutung in Bezug auf die Bildung wie die Verfasstheit des Subjekts: Während sie einerseits die Bildung eines »ganzen Ich« befördert, führt sie anderer-

49 Nach Lévi-Strauss ist die Frau »auch in einer Männerwelt immer noch eine Person [ist] und da sie in dem Maße, in dem sie als Zeichen definiert wird, als eine Erzeugerin von Zeichen anerkannt werden muß« (Lévi-Strauss 1981, 663). Das findet sich sowohl bei Gilbert/Gubar (1979) als auch bei Weigels »schielendem Blick« (1988) wieder.

50 Darüber vollzieht sich bei Freud wie bei Lacan, die (männliche) Subjektivierung, der Eintritt in die kulturelle Ordnung und der Sprache nach Durchlaufen des Ödipuskomplexes (Freud 2000d, 2000e; Lacan 1975b).

seits eine Spaltung ein.⁵¹ In dem Moment, wo Narciss »weiß, was er sieht«, nimmt er sich nicht nur als getrennt von der Welt wahr, sondern auch als gespalten in ein Subjekt und ein Objekt des Wissens und Begehrens. Die Kohärenz, die ihm das Bild im Wasser vorspiegelte, erweist sich als uneinholbar, sein Begehren, dieses Bildes habhaft zu werden, unerfüllbar. Einen Weg hinter diese Selbsterkenntnis gibt es nicht, so wählt Narciss den Tod als Erfüllung eines ungeteilten Zustandes.

Das psychoanalytische Spiegelungskonzept erhielt in der feministischen Theorie eine erkenntniskritische Funktion, indem es erlaubte, die Produktion von Wissen als androzentrisch zu behaupten und psychodynamisch als Effekt imaginärer Prozesse zu begründen, welche nicht nur der Kunst, sondern auch der Wissenschaft und insbesondere auch der Psychoanalyse selbst zugrundelägen, die das Weibliche einer Lektüre unterzogen. Die symbolische Anordnung der Geschlechter wurde, mehr oder weniger direkt, auf das Verhältnis von Text und Kritik übertragen. Caren Greenberg weist in ihrem Modell »Text« und »Weiblichkeit« eine analoge Position zu: »[...] both are without intrinsic value and gain importance only to the extent that they signify something other than themselves.« (Greenberg 1980, 303). Zugespitzt lautete die Diagnose: Der »weibliche Text« erscheint der Deutungsgewalt des »männlichen Lesers« ausgeliefert, der jegliche Äußerung nicht anders als Echo seines Begehrens wahrnehme, Weiblichkeit wie Text als Spiegel seiner selbst.

- 51 Genaugenommen unterscheidet Freud zwei Formen des Narzissmus, einen »primären«, der durch das Fehlen einer Beziehung zur Umgebung charakterisiert wird, d.h. »eine Ununterscheidbarkeit des Ichs vom Es«, der »sein Vorbild im intrauterinen Leben hat, von dem der Schlaf« – und, so wäre zu ergänzen, das Bild des Todes – »eine mehr oder weniger gelungene Reproduktion darstellt.« (Laplanche/Pontalis 1973, 319). Davon ist der »sekundäre« Narzissmus unterschieden, in dem das Ichideal ausgebildet wird (nun über Identifizierung mit einem Bild des Anderen, d.h. über Objektbesetzungen, die auf das Ich zurückgelenkt werden bzw. die Verinnerlichung einer Beziehung): »Was er als sein Ideal vor sich hin projiziert, ist der Ersatz für den verlorenen Narcissmus seiner Kindheit, in der er sein eigenes Ideal war.« (Freud 2000a, 61). Diese Idealbildung ist die Voraussetzung für den Prozess der Verdrängung, mit dem aus dem Bewusstsein das herausgehalten wird, was der Einheitsvorstellung widerspricht. Lacan, der diesen Prozess am Bild des »Spiegelstadiums« thematisierte, unterscheidet nicht zwischen zwei Formen, sondern beschreibt eine Ambivalenz: Die Freude, das »Jubilieren« des Kindes beim Anblick seines Spiegelbildes, in dem es sich »erkennt« (und dabei verkennt, insofern es über die vermeintliche Autonomie, die ihm das »ganze Bild« vermittelt, gerade nicht verfügt) ist dabei untrennbar mit Aggression und Rivalität gegenüber diesem Ideal verbunden, der ihm ebenso den eigenen, unvollkommenen, fragmentierten Zustand spiegelt. Die Erfahrung von Fragmentierung und Todesdrohung stellt damit stets die Kehrseite idealisierter Ganzheit dar (Lacan 1973a).

Als Prototyp des narzisstischen bzw. »ödipalen« Lesers (Greenberg 1980, 303) erschien in feministischen Relektüren der von Freud beschriebene kleine Junge, der beim Anblick des weiblichen Genitals »nichts sieht« (als das Fehlen seines eigenen) (Freud 2000d).⁵² Barbara Vinken erkannte ihn wieder in der Figur des männlichen Psychoanalytikers Freud, der im »Rätsel Weib« »nichts« erkenne, außer den Manifestationen des Penisneids (Vinken 1992, 7ff). Und er manifestierte sich schließlich im männlichen Analytiker der Psychoanalyse, der im Symbolischen »nichts« entdeckt außer: *LA femme n'existe pas* (Lacan 1986, 80).⁵³ Was dieser Lesart zufolge verdrängt wird, ist die Nichtfassbarkeit des Objekts »Weiblichkeit« als dasjenige, was sich dem Zugriff der deutenden Analyse entzieht, sowie die Konstruktionsleistung, infolge derer das Wissensobjekt »Frau« als solches überhaupt erst konstituiert wird. Der »Schrecken davor, nichts zu sehen« werde, so Irigaray (1979, 25), in der Repräsentation gebannt, so dass männliche Autorschaft über die Bedeutungsfixierung von Weiblichkeit abgesichert erscheint.

Unter feministischer Perspektive erschien die Repräsentationsstruktur, welche den Frauen nur die Wahl läßt, die zugewiesene »weibliche« Positionierung der Anderen anzuerkennen oder sich an die »männliche« Norm anzupassen, als geschlossen und gewaltsam, da außerhalb der Spiegelfunktion des Weiblichen keine positiven Symbolisierungsformen, unter denen Frauen in einer eigenständigen Bedeutung anerkannt werden konnten, vorhanden wären. Zugleich wurden diese Bedingungen akzeptiert, so dass es tatsächlich das »Nichts« war, das zum Ausgangspunkt weiblicher Subjektivität genommen wurde. Die Beschreibungen der Gewaltförmigkeit von Repräsentationen als spezifischer Zurichtungsprozess des weiblichen/verweiblichten Körpers schuf eine eigene Szenerie, die bevölkert war mit kranken, hysterischen, psychotischen Frauengestalten. Sie wurden nicht nur als »persona non grata der Kulturgeschichte« (Weigel/Stephan 1988, 6) qualifiziert, sondern ihnen wurde auch attestiert, sich noch im Versuch einer »Entzauberung«, sich eigenmächtig von verzerrten Realitätsbildern zu befreien, einer Ich- und Gestaltlosigkeit gegenüber zu finden: So schrieb Weigel zum möglichen

52 »Ödipales Lesen« meint hier eine generelle Form der Bemächtigung und Fixierung von Bedeutung im oben beschriebenen Sinn der Spiegelung des männlichen Autor-Kritikers, und zwar unter dem Zeichen des *Phallus* als sinnstiftende Instanz – also das, was Derrida unter dem Begriff des »Phallogozentrismus« auf die Formel brachte: »the complicity of Western metaphysics with a notion of male firstness« (Derrida 1995, 171).

53 So zumindest in der früheren feministischen Kritik. Eine andere Deutung dieser Sentenz liest sie gerade als Bestätigung des feministischen Befundes, dass »die Frau« keinen Platz im Symbolischen erhält (vgl. Lummerding 1994, 14f, 92f).

Effekt der Zerstörung der Frauenbilder, dass sie »nicht selten über die Beschädigung der sie verkörpernden Frauen erfolgt. Am Körper der Frau, dem Repräsentationsort von ›Weiblichkeit‹, wird die Ent-Täuschung notiert.« (Weigel 1988, 118). Und weiter: »Wenn das normale weibliche Ich abgelegt wird, bleibt das gestaltenlose Ich zurück.« (ebd., 119).

Ein wichtiger Topos wurde in diesem Zusammenhang auch die *Hysterie*. Sie fungierte als Spiegel- bzw. Zerrbild gesellschaftlicher Verhältnisse, als »unfreiwillige Parodie der ›normalen‹ weiblichen Existenz«, die zunächst als Hinweis auf den kulturell »verstellten« Ort eines weiblichen Subjekts gelesen wurde (Lindhoff 1995, 154). Unklar blieb zuwilen die Ebene, auf der sich die Zerstörung/Nichtung bzw. Hysterisierung des weiblichen Körpers vollziehen soll, d.h., ob es sich um imaginäre Prozesse handelt oder um real-körperliche bzw. wie eine mögliche Wechselwirkung zu denken wäre. So spricht Weigel nicht nur von der »Beschädigung« weiblicher Körper (s.o.), sondern auch von Prozessen der »Entleibung« im Sinne einer Enteignung des (realen) Körpers durch Repräsentation (Weigel 1990, 65). Noch bei Elisabeth Bronfen, deren Text *Nur über ihre Leiche* (1996) sich ausführlich dem Topos des *killing women into art* in Kunst und Literatur widmete, bleibt der Status des konstatierten »Todes« letztlich in der Schweben – nun allerdings aus taktischen Gründen, um sowohl das stabilisierende wie auch ein destabilisierendes Moment der Verbindung von Weiblichkeit und Tod hervorzuheben.⁵⁴

Gegen das Nichts und den Tod wurden unterschiedliche Strategien angeboten. Gilbert/Gubar forderten eine feministische Poetik, welche zu einer Heilung, einer »artistic health« (Gilbert/Gubar 1979, 59) beitragen solle, indem sie die Aufhebung der konstatierten Spaltung in einer einheitlichen weiblichen Identität ermögliche. Dazu galt es, das eigentlich Weibliche in einer Tiefenstruktur literarischer Texte freizulegen. Gilbert/Gubar konstatierten eine spezifische Verdoppelungsstrategie zum *double-voiced discourse*, mit dem schreibende Frauen (hier des 19.

54 Bronfen begründet dies damit, dass sie das Moment des Unheimlichen, welches in der Verbindung von Weiblichkeit und Tod als Repräsentationsgrundlage der abendländischen Kultur liege, bewahren wollte: »Ich wollte die Aporie bewahren, daß der Tod sowohl superlativisch real und superlativisch tropisch, als auch häufig der undeutliche Austausch zwischen kulturellen Repräsentationen tradierter Bilder oder Konventionen und gelebter historischer Realität ist. Dabei widerstand ich der Versuchung, die Frage zu entscheiden, auf welche Art der reale Tod historischer Frauen definitiv von Konsequenz, ja sogar von Einfluß war für die Konstruktion gewisser theoretischer Formulierungen und ästhetischer Produktionen.« (Bronfen 1996, 625)

Jahrhunderts) sich des verfügbaren Diskurses bedienten und ihn zugleich unterliefen. Ihre Texte erschienen als *Palimpseste*:

»[...] works whose surface designs conceal or obscure deeper, less accessible (and less socially acceptable) levels of meaning. Thus these authors managed the difficult task of achieving true female literary authority by simultaneously conforming to and subverting patriarchal literary standards.« (Gilbert/Gubar 1979, 43)

Der Ausdruck einer »wahren« Weiblichkeit findet hier also nicht mehr auf einer wörtlich gelesenen Aussageebene statt, sondern wird in einer verborgenen Tiefenstruktur lokalisiert. Daraus ergab sich das Modell einer »gespaltenen« Weiblichkeit, die sich einerseits in ihren sozial vorgegebenen Repräsentationen zeigte, die andererseits von einer verdeckten, wahren Weiblichkeit unterlaufen würde. Dieses Modell fungierte in den 80er Jahren als eine wichtige Grundlage, auf der sowohl die traditionellen Repräsentationsmuster als auch eine potenzielle weibliche Differenz thematisiert werden konnten und zudem die Möglichkeit der Veränderung durch Subversion in Aussicht gestellt wurde. Die Erkennbarkeit eines solchen »anderen« Weiblichen wurde allerdings ebensowenig problematisiert wie etwa in Showalters Ansatz einer weiblichen Ästhetik. Das ergab das erkenntnistheoretische wie auch politische Problem, dass das, was als wahres Weibliches aus einem Text herausgelesen wurde, erst vorausgesetzt werden musste – also die feministische Version des oben beschriebenen Oberflächen- und Tiefenproblems (siehe Kap. I.3).

Unbefragt blieb weiterhin die Autorität der Autorschaft, welche Frauen gewinnen sollten, wie auch Lindhoff kritisierte: »Die herrschaftliche Praxis männlicher Autorschaft wird kritisiert, letztlich aber dennoch zum Maßstab der weiblichen erklärt.« (Lindhoff 1995, 47). Ebenso verhielt es sich mit dem vorherrschenden Repräsentationsmodell: Die klassische Bild- und Spiegelfunktion der weiblichen Figur wurde nicht in Frage gestellt, sondern sollte *de facto* auch Frauen zugänglich gemacht werden. Nichtsdestotrotz blieb das Ziel der Versöhnung von Bild und Realität in Gestalt der von Gilbert/Gubar anvisierten Heilung bis in die 90er Jahre hinein attraktiv.⁵⁵

55 Vgl. Lindhoff (1995, 174f), die sich damit gegen eine ihrer Meinung nach euphemisierende Umwertung des hysterischen Körpers wandte, welche die realen Leiden der Hysterikerin und der Nichtanerkennung außer Acht lasse.

Echo und die Macht(losigkeit) des Begehrens

Irritierend, wenn nicht kränkend, war zu Beginn der 1980er Jahre die Position, dass die Verknennung in der Vereinnahmung nicht nur für »männliche« Theorie, sondern ebenso für feministische Kritik Geltung besitzen sollte. So schloss Greenberg auch das feministische Konzept der »weiblichen Leserin« und des *resisting reading*, der Relektüre, die der männlichen Perspektive widerstehen sollte (siehe III.3) in ihre Kritik ein. Anstatt das Machtverhältnis aufzudecken werde auch in der *Feminist Critique* all das, was der Text (in der Position von *Echo*) zu sagen habe, einer dominierenden Interpretation unterworfen und Differenzen vereinheitlicht, nun unter dem Vorzeichen einer Patriarchatskritik (Greenberg 1980, 308).

Sie forderte dagegen ein poststrukturalistisch begründetes Textverständnis ein, das divergierenden Bedeutungsprozessen und Polyvalenzen des Textes Rechnung trägt. In ihrer Version eines weiblichen Lesens stellte sie die Rede bzw. das Begehren Echos als Modell eines subversiven Sprechens in den Vordergrund, welches die Spiegelidentifikation unterlaufe. Für ihre Mythenlektüre legt sie die Szene zugrunde, in der Echo ihre Liebe zu Narciss artikuliert. Zwar kann Echo die Konversation nicht beginnen, Narciss' Rufen aber antworten: »Sie ruft ihn, wie er sie ruft.« Kaum erblickt er sie, flüchtet er jedoch, wobei er ausruft: »Eher will ich sterben als dir gehören.« Sie antwortet nichts als »dir gehören.« (Ovid, III. 383-394). Greenberg deutet diese Szene als »kreativen Akt« einer Relektüre, in der sich eine Negation in einen Ausdruck von Leidenschaft verwandele, indem Echo in ihrer wiederholenden Rede einen »new locus of desire« (Greenberg 1980, 307f) einführe: »Where once there was no desire, the words come to express desire. Where once the first person subject was male, it is now female.« (ebd.) Deutlicher als in der deutschen Übersetzung wird der Wechsel des Subjekts in der englischen Wiedergabe: »Narcissus [...] saying, that he would rather die than give her power over him, and Echo responds by saying that she gives him power over her« (Greenberg 1980, 304). In der Wiederholung durch eine Sprecherin zeigt sich dieser Lesart zufolge also eine grundlegende Transformation von Bedeutung, die eine Artikulation eines weiblichen Begehrens erlaubt. Und zwar in einem Akt der Identifizierung, die als »non-Oedipal« (ebd.) qualifiziert wird – insofern es nicht zu einer Angleichung an das artikuliert Begehren (bzw. Abweisung Narciss') führe, sondern zu seiner Veränderung; nicht zur Aufhebung, sondern zur Artikulation von Differenz. Implizit knüpfte Greenberg mit ihrer Bestimmung von Echo als Modell subversiver Rede an das Konzept der *Mimesis* von Luce Irigaray an, das ebenfalls eine subversive Wiederho-

lung der Diskurse vorsieht, um diese so zu verschieben, dass Raum für eine andere, weiblich gedachte Subjektivität entsteht (s.u.).

Dass sich über solche Lektüren eine Subversion der Geschlechterhierarchie herbeiführen lässt, wurde im Gegenzug massiv bezweifelt. So wies Tania Modleski Greenbergs Echo-Lektüre mit der Begründung zurück, hier handele es sich gerade nicht um eine Verschiebung der Machtverhältnisse, sondern um die Aufgabe des Anspruchs an (Diskurs-) Macht zugunsten der Frage des Begehrens (1986, 126ff). Wie andere Kritikerinnen auch begründete Modleski ihre Kritik mit dem Stellenwert und dem Standpunkt des sprechenden Subjekts, das sie in poststrukturalistischen Ansätzen generell nur ungenügend in Bezug zur Macht gesetzt sah. Werde der Machtbegriff allein an die Frage nach dem Umgang mit dem Text geknüpft, im Sinne einer Bemächtigung von Bedeutung (»power of interpretation«, ebd.), so die Einwand, werde die Machtfrage, die der *Feminist Criticism* mit dem Beharren auf der Bedeutung des Geschlechts von AutorIn und LeserIn stellte, verdeckt. Greenberg entgehe dieser mit dem Wechsel des Fokus verbundene Machtverlust, da sie zugunsten einer Abstraktion des Weiblichen in der metaphorischen Lektüre die wörtliche Bedeutung von Echos Rede überliest. In Modleskis wörtlicher Lektüre verschiebt sich in der Wiederholung die Bedeutung nicht, sondern verfestigt sich: »[...] this repetition takes the form of a willing surrender of the power he has refused to grant her« (Modleski 1986, 127).

Diese Kritik steht auch im Kontext einer Konjunktur des Begriffs des »(Text-)Begehrens«, wie er im Zuge einer breiteren Rezeption poststrukturalistischer Texttheorien im US-amerikanischen *Literary Criticism* stattfand. Insbesondere die Lesetheorie von Roland Barthes, die er in *Die Lust am Text* (1996, orig. 1974) entwarf, löste Widerstände aus. Einer affirmativen Lektüre, die dem Aufrechterhalten der subjektiven Kohärenz diene, stellt Barthes eine dem Begehren des Körpers folgende und Subjekt-auflösende Leseweise entgegen (s.o., Kap. I.5, *Ambivalente Strategien*). Die Macht des Begehrens konnte so als subversives Moment gegenüber festen Bedeutungsstrukturen verstanden werden, wodurch auch das für die feministische Diskussion so wichtige Element der Erfahrung als Garant für Authentizität in Frage stand (vgl. hierzu auch Hof 1995, 134).

Modleski befragte nun nicht grundsätzlich das Interesse an der Formulierung eines »weiblichen Begehrens«, sprach aber dem Modell die Geltungskraft für Frauen sowie den politischen Nutzen ab, insofern *desire* und *power* nur als Ausschlussverhältnis gedacht werden könnten. Diesem Machtmechanismus sei nicht nur *Echo* unterworfen, sondern werde in Greenbergs Lektüre wiederholt und bestätigt. Modleski sah

Greenberg selbst in der Position *Echos*, wenn diese die Aufgabe der Autorität des sprechenden Subjekts einfordere und damit, gleichsam als Echo männlicher Vertreter des Poststrukturalismus, eine Macht zurückweise, die Frauen niemals zugestanden worden sei. Gegen die *Power of Desire* setzt sie das *Desire for Power*: Sie forderte die Durchsetzung eines »anderen Blicks« über eine Strategie des *Empowerment* der weiblichen Leserin-Kritikerin als die Grundlage feministischer Textkritik (Modleski 1986, 130).

Die Gegenüberstellung von *desire* und *power* läßt sich als eine Ausprägung der Kontroverse verstehen, die unter den Schlagworten *aesthetics* versus *politics* geführt wurde (siehe Kap. III.2.). Dabei geht es nicht allein um die Konkurrenz zweier Lesarten eines Textes, als vielmehr um die Geltung von Lektüremodellen, die Lesarten erzeugen, denen bestimmte Wirkungsweisen unterstellt werden. Während Greenberg die Struktur der Äußerung betrachtet, wirft Modleski ihr die Ausblendung des Inhalts vor. Dies läßt sich als ein Kernpunkt der Auseinandersetzung formulieren: Sollten Inhalte geändert werden, um, im Sinne der Ideologiekritik, Machtstrukturen aufzuweisen und aufzuheben, oder sollte die Struktur, die Hierarchie der Bedeutungsgenerierung, wie sie als in der symbolischen Ordnung verankert schien, verändert werden, um andere Inhalte artikulierbar zu machen? Während der erste Ansatz riskierte, die Strukturbedingungen zu verfehlen, wenn wörtliche Lesarten illusionäre Identifizierungen herstellen, da sie die Macht der Rhetorik verkennen, so hatte der zweite u.U. den Effekt, dass Inhalte relativiert erschienen. Die Strategien, entweder kritische Gegenbilder zu entwerfen *oder* auf die Subversion in der Wiederholung tradierter Bilder zu setzen, wurde in den Diskussionen vehement voneinander abgegrenzt.

In der feministischen Text-Praxis erwies sich die Abgrenzung zwischen ideologiekritischen und dekonstruktiven Ansätzen, zwischen Kritik und Subversion als so trennscharf jedoch nicht. Im Folgenden sollen zunächst Lektüremodelle vorgestellt werden, die der Dekonstruktion (bzw. der *écriture féminine*) zugerechnet werden: Irigaray und Cixous, die sich an Lacan abarbeiteten; Kristevas Modell der Transposition, das sich zwischen einem poststrukturalistischen und einem dialektischen Modell bewegt, sowie Vertreterinnen der US-amerikanischen Dekonstruktion (Felman, Johnson, Drucell, Jacobus). Das Motiv der Mimesis bzw. der verdoppelnden Rede, wie es mit Echo figuriert wurde, ist hier der thematische Strang.

Weiblichkeit als Metonymie und Mimesis (Cixous, Irigaray)

Der psychoanalytisch-dekonstruierende Angriff auf die kulturell verankerte Bedeutungsstruktur richtete sich auf das Symbolische als Voraussetzung jeglicher Repräsentation. Es sollte nicht nur einer anderen Deutung unterzogen, sondern mittels einer anderen Beziehung zwischen Text und (weiblichem) Körper umgestaltet werden. Mit diesem Anliegen wurden die Theoretikerinnen Luce Irigaray, Hélène Cixous und Julia Kristeva unter dem Label *French Feminism* zusammengefasst und, trotz teilweise ähnlicher Anliegen, dem subjektzentrierten Feminismus US-amerikanischer Prägung gegenübergestellt.⁵⁶ Die Zielrichtungen und Vorgehensweisen der einzelnen Autorinnen unterschieden sich z.T. erheblich: Während Irigaray für eine Verdoppelung des Symbolischen wie des Imaginären unter weiblichem Vorzeichen eintrat, um eine weibliche Subjektivität jenseits der kritisierten »Spiegelökonomie« zu ermöglichen (in *Speculum* 1980), stand das Konzept einer weiblichen Schrift, der *écriture féminine*, bei Cixous im Dienste einer die Geschlechterdifferenz überschreitenden »Bisexualität« (in *Die unendliche Zirkulation des Begehrens*, 1977). Für Kristeva, die sich strikt gegen eine weibliche Ästhetik verwahrte und entsprechend lange Zeit nicht als Feministin verstanden wurde, stand ebenfalls die Befreiung der Begehren beider Geschlechter im Vordergrund, wobei sie jedoch gleichfalls eine Vergeschlechtlichung von symbolischen Strukturen vollzog (*Die Revolution der poetischen Sprache*, 1978). Trotz dieser Unterschiede betrachteten alle drei Autorinnen Weiblichkeit als ein widerständiges Moment, das sich gegen die vorherrschende Subjektform mit ihrer Dialektik aus Sein und Mangel zum Einsatz bringen ließ.

Der Ansatzpunkt für die angestrebte Öffnung des Symbolischen war bei den genannten Autorinnen das *Imaginäre*. Sie wandten sich damit gegen die strikte Trennung der Register des Symbolischen und des Imaginären, wie sie es bei Lacan lasen. Sie kritisierten die Unterordnung des Imaginären unter das Symbolische im Prozess der Subjektivierung, wonach imaginäre Prozesse zwar einerseits eine notwendige Voraussetzung für die Identitätsbildung darstellen (wie es Lacan mit dem *Spiegelstadium* (1973b) ausführte) andererseits das Imaginäre jedoch als eine geschlossene Struktur erscheine, die zur Erstarrung führe und letztlich eine wirkliche Subjektivierung verhinderte. Diese könnte in dem lacanschen Modell erst mit dem Eintritt in die Sprache, das heißt in die väterlich konnotierte Ordnung des Symbolischen stattfinden, was mit einer radi-

56 Etwa von Moi 1988. Die Frage der Zuordnung beschäftigte die feministische Diskussion eine geraume Weile, s.u. Zusammenfassend auch Osinski 1998, 58ff.

kalen Trennung von der Mutter als Lösung des ödipalen Konflikts verbunden ist. Am konsequentesten erklärte Cixous dieses Individuierungskonzept als ein männliches Modell, das gerade keine allgemeine anthropologische Gültigkeit besitze, sondern einem männlichen Begehren entspreche. Hinter der binären, phallozentrisch organisierten Begriffshierarchie machte Cixous, sozusagen als unbewusstes Selbstbild des Unbewussten, die Kastrationsangst als spezifische Körpererfahrung des Mannes aus. Ihre Abwehr bedinge erst die Ökonomie von Mangel und Begehren, die Weiblichkeit in der untergeordneten (Spiegel-)Position festschreibe. Die Struktur von Sein und Mangel erscheint damit gleichermaßen als männliche Norm wie als psychoanalytische Machtstrategie:

»Was die Analyse als das die Frau bezeichnende hervorhebt, ist, daß sie des Mangels ermangelt. [...] Sie würde also des großen Mangels ermangeln, und ohne den Mann wäre sie also dieses unsexualisierte Wesen, undefiniert und undefinierbar, das sich nicht kennt [...]. Und es ist der Mann, der die Frau lehrt (denn der Mangel ist immer auch der Meister), der sie lehrt, den Mangel zu fühlen, die Abwesenheit zu fühlen, den Tod zu fühlen.« (Cixous 1977, 25)

»Sein« wie »Mangel an Sein« erwiesen sich bei Cixous als Effekte des Symbolischen, die nicht als unhintergebar, sondern als kulturell bestimmte Norm verstanden werden sollen. Wie Derrida setzte Cixous auf die Aufweichung der Dualismen durch die Bewegung der Schrift. Bei Cixous ist es nun eine explizit weibliche Schrift, die *écriture féminine*, welche eine »Grenzgängerei« zwischen Außen und Innen, zwischen dem Mütterlich-Imaginären und dem Väterlich-Symbolischen unternimmt und dadurch die Totalität des Symbolischen unterminiert (Cixous 1977, 23). Sie wurde als Ausdruck einer weiblichen »Libido des Überfließens« bestimmt, welche als das »Nicht-Kulturelle« (ebd., 40) das Andere (Verdrängte, Zensierte etc.) zur Sprache bringen könne und in dem sich ein anderes Textbegehren artikuliere, das an die Stelle des lacanschen treten sollte. Letzteres bestimmte Cixous im Sinne Derridas als *phallogozentrisch*: Ein »männliches« Sprechen, das auf ein »Sagen wollen« ausgerichtet und mit einem Begehren nach eindeutigem Ursprung und Ende verknüpft sei (ebd., 42); kurz, der Inbegriff der Norm des »Bedeutenden-Sollens«, des »dies soll das heißen« in einem System von oppositionellen Begriffen, in denen sich Sinn nur in der »Zerstörung« des einen zugunsten des anderen bilde (ebd. 23). Im Unterschied dazu sei der »weibliche textuelle Körper« (ebd., 40) durch ein »Fühlen-Wollen« (ebd., 42) motiviert, welches endlos sei und es zudem ermögliche, dass die »Nicht-Ichs«, das sind alle Existenzformen, welche die kulturellen Rollenzuschreibungen von Individualität und familiären Strukturen üb-

erschreiten, sich artikulieren könnten. Auf diese Weise soll also die »andere« Struktur des Textes auch »andere« Subjektivitäten unter dem Zeichen der Differenz ermöglichen. An die Stelle von Autonomiebestrebungen, Kohärenz und Gespaltenheit trat die Vielheit von Stimmen und der Entäußerung an den positiv bestimmten Anderen (ebd., 43). Die Geschlechterdifferenz als hierarchisches Prinzip sollte schließlich einer »Bisexualität« weichen, die für eine neue Subjekt-Objekt-Beziehung und die tatsächliche Anerkennung des Anderen steht, das ethische Herzstück Cixous':

»Die Bisexualität auf dem Niveau des Unbewußten ist die Möglichkeit, sich um das Andere zu verlängern, in Beziehung zu sein mit dem Anderen und zwar in der Weise, daß ich ins Andere übergehe, ohne das Andere zu zerstören, daß ich das Andere da suchen gehe, wo er/sie/es (ille) ist, ohne zu versuchen, alles wieder auf mich zurückzuführen.« (Cixous 1977, 45)

In diesem Konstrukt fungierte also nicht nur der Text als Selbsttechnologie für ein weibliches Ich, sondern eine vorsymbolisch gedachte Weiblichkeit stellt eine Texttechnologie dar, über die, indem ihre Andersheit symbolisch zur Geltung gebracht und verankert wird, ein anderes Selbst erst artikuliert werden kann. Auch die Bestimmung als Textverfahren entkommt jedoch dem grundlegenden Problem der Metaphorisierung des Weiblichen nicht, wie Sigrid Weigel Ende der 80er Jahre ausführlich kritisiert hatte:⁵⁷ Sie werde vielmehr fortgeführt in der Bestimmung des Weiblichen als *Metapher des Metonymischen*, in seiner »Festlegung als Nicht-Festgelegtes« (Weigel 1989, 213). Weigel bestimmte die Funktion dieser Metaphorisierung durch männliche Autoren wie Derrida darin, der letztlichen Unverfügbarkeit von Sinn Herr zu werden, indem Weiblichkeit nun nicht mehr für Sein oder Mangel, sondern für Ambivalenz und Unbestimmtheit einstehe. Diese Kritik verkennt allerdings den phantasmatischen Gewinn, den auch Cixous ihren LeserInnen in Aussicht stellt, nämlich die Teilhabe an einer lustvollen Erfahrung des Außen. Cixous' Vision läßt sich als Wiederholung der lacanschen Idealisierung des weiblichen Nicht-Subjekts deuten, wonach diesen gerade aufgrund ihrer Ausgeschlossenheit aus dem (männlichen) Diskurs eine Form des Genießens »jenseits des Phallus« möglich sei; eine sich selbst transzendierende, »ekstatische« Form des Liebens, die schlussendlich einen genuin »weiblichen Diskurs« ermöglicht, wie er sich im hysterischen, mystischen und letztlich lacanisch-psychoanalytischen Diskurs artikuliere (vgl. Lacan 1986, 83). Dieses Versprechen wandelte Cixous

57 Weigel 1989, 196ff; zur Kritik der Weiblichkeit in der Schrift als Zirkelschluss S. 204, Fußnote 1.

zu einer in die Zukunft projizierten, körperlich nicht entfremdeten und daher auch im feministischen Sinne attraktiven Existenzform, die sich jenseits der Dualismen von Transzendenz und Immanenz, von Sein und Mangel versteht. Weiblichkeit erscheint so unter feministischer Perspektive als Metapher einer Aussöhnung zwischen Innen und Außen des Diskurses, zwischen dem Ich und dem Anderen. Die bekannten Zuschreibungen zum Weiblichen – des *Flüssigen* im Unterschied zur männlich konnotierten Fixierung, des *Fühlens* im Gegensatz zum Diskursiven etc. – änderten sich dadurch jedoch nicht, so dass die Metonymisierung des Weiblichen als Fortsetzung der Metaphorisierung fragwürdig blieb.⁵⁸

Nichtsdestotrotz bleibt das ethische Anliegen Cixous' von Belang. Ähnlich wie Derrida sprach auch sie von der *Gabe* bzw. *Hingabe* an den Anderen als eine ethische Verpflichtung, die in und durch Sprache transportiert wird. Cixous stellte darüber auch die Autorfunktion in Frage, und zwar, im Unterschied zu Derrida oder Foucault, unter Einbeziehung der Geschlechterdifferenz und des konkreten Anderen. Für sie stellt sich Foucaults Anliegen, der Zuschreibung von Autorschaft die Bedeutung zu nehmen, komplexer dar: »Wenn man aber die Frage stellt: ›wer schreibt‹, ›wer kann schreiben‹, dann steht man als Frau gleich vor einer ganzen Reihe politischer Widersprüche.« (Cixous 1980, 73). Unter einer selbstreflexiven Perspektive erweiterte sie die Frage *wer spricht/schreibt?* um den Aspekt »wer schreibt, wenn ich schreibe?« (ebd., 93), womit Cixous auf diejenigen Quellen des Schreibens verweist, die in der klassischen Autorposition ausgeschlossen werden: Musen, Versorgerinnen und andere, häufig weibliche Personen, aus dem Umfeld des Schriftstellers. Damit verschiebt sich die Autorkritik weg von einer allgemeinen Repräsentationskritik hin zur konkreteren Frage nach den geschlechtsspezifisch organisierten institutionellen Bedingungen und Ausschlüssen: »Man kann nicht sagen, daß es kein Eigentum gäbe, daß es keinen Eigennamen gäbe. Das wäre ein Phantasma. Die Art, wie das funktioniert und zirkuliert, ist zu hinterfragen. Das ist die Frage, Wer spricht/Wer spricht nicht?« (ebd., 107).

Dass man sich den vorgegebenen Repräsentationsverhältnissen durch bloße Umkehr oder Umwertung noch nicht entzieht, ist der Ansatzpunkt von Luce Irigaray. Sie schlug deshalb als eine Strategie der Subversion eine *mimetische* Lektüre vor, wie sie sie selbst anhand von klassischen Texten der Philosophie und der Psychoanalyse praktizierte. Diese Lektüre verfährt zunächst strikt immanent, indem sie die als patri-

58 Einen Überblick über die Kritiken an Cixous' Konzept gibt Osinski (1998, 155ff).

archaisch qualifizierten Texte wiederholt, dabei jedoch einer Psychoanalyse unterzieht, um das Unbewusste des Gesagten zu Tage zu fördern. In der Ausstellung der »doppelten Syntax« (Irigaray 1980, 175), die neben dem Gesagten auch das Nicht-Gesagte berücksichtigt und auf diese Weise das darin aufbewahrte, kulturelle Unbewusste zur Sprache bringt, verschieben sich, so die Erwartung, die Diskurse. Was hier zur Sprache gebracht werde und letztlich den »Umsturz« der Syntax bewirken sollte (ebd., 181), ist ein weibliches Begehren, und damit verbunden ein weibliches Imaginäres mit einem verdrängten weiblichen Körperbild. Dieses sollte sich nicht mehr, wie in der Hysterie, als stummer Protest artikulieren, sondern in einem indirekten Sprechen in »Äquivokationen, Anspielungen, Gleichnissen« (Irigaray 1980, 182). Diese uneigentliche Rede soll nicht mit dem Weiblichen als solches gleichgesetzt werden, sondern travestierend, parodierend die Spiegelfunktion des Weiblichen ausstellen und damit unterlaufen. Irigaray lieferte damit die theoretischen Vorgaben für den feministischen Topos des »doppelten Ortes« der Frau, der neben dem symbolischen Ort im Inneren der kulturellen Ordnung einen »verborgenen« Ort im Außen des – hier nicht geschlechtlich konnotierten – Vorsymbolischen behauptete. Im Unterschied etwa zu Gilbert/Gubar setzte Irigaray jedoch eine eigentlich weibliche Subjektivität, die es freizulegen gelte, gerade nicht voraus, sondern erklärte diese zum Ziel eines Entwicklungsprozesses. Denn eine solche Subjektivität sei, so Irigaray, angewiesen auf ein »eigenes« Symbolisches wie Imaginäres, in denen sich die weibliche Differenz tatsächlich artikulieren könne, anstatt über die männlich orientierte Spiegelstruktur verdrängt zu werden.

Das weibliche Subjektmodell sollte sich, wie bei Cixous, grundlegend vom männlichen unterscheiden. An die Stelle des Einen und des autonomen Seins sowie des komplementären Mangels oder Nichts trat die Unbestimmtheit: »Aber die Frau ist weder geschlossen noch offen, sondern unbestimmt, unfertig, *die Form, die nicht abgeschlossen ist*« (ebd., 184). Sollte Weiblichkeit weder als Begriff noch als Metapher oder Metonymie fixiert werden, so war sie andererseits nicht einfach Nicht-Form, sondern Irigaray wollte die Möglichkeit einer noch nicht sagbaren Subjektivität auf der Grundlage einer anderen Form von Identifikation umreißen. Diese nimmt eine positive Gestalt an, nämlich die einer ausgefüllten Selbstbezüglichkeit nach dem Modell der »Selbstberührung«, die vom weiblichen Genital abgeleitet wird (Irigaray 1977, auch schon in 1980, 285). In der Bestimmung als »flüssige« Subjektivität, die sich »auf sich selbst bezieht, ohne sich vom Anderen abzugrenzen« (Lindhoff 1995, 135), konvergiert Irigarays Vision schließlich insofern mit der von Cixous, als auch sie eine Vervielfältigung möglicher Identifizierungen sowie eine andere, nicht-vereinnahmende Subjekt-Objekt-

Beziehung anstrebe, welche die Dialektik von Sein und Mangel aufhebt und somit auch die entsprechenden Spiegel-Projektionen auf ein Anderes.

Spätestens hier setzten die Essentialismus-Vorwürfe der '80er Jahre an, in denen den Autorinnen vorgeworfen wird, ihr Außerhalb letztlich über die Biologie, also den weiblichen Körper (oder davon abgeleitet, die Triebökonomie) zu legitimieren.⁵⁹ Dass die Texte darin jedoch nicht aufgehen, zeigte die kontroverse Rezeption der folgenden Jahre.⁶⁰ So wandte Weigel ein, dass zumindest bei Irigaray der Körper nicht einfach als Außersymbolisches gedacht sei, sondern sie der Frage nachgehe, wie »sich die andere körperliche und sexuelle Konstitution der Frau auf ihren Eintritt ins Symbolische aus[wirkt], und: ermöglicht diese andere Konstitution einen Zugang zu dem Anderswo der Frau« (Weigel 1989, 209). Lindhoff betonte deutlicher die strategische Funktion, welche eine »Rekonstruktion« eines »verdrängten« Körperbildes für die Herausbildung eines eigenen Imaginären habe, das die Grundlage für ein »weibliches« Symbolisches bilden könne, das Frauen einen Subjektstatus ermögliche (1995, 134f). Beide Literaturwissenschaftlerinnen begrüßten den Stellenwert, den der weibliche Körper als materielle Grundlage gegenüber einer metaphorischen Weiblichkeit als Verfahren gewinnt.

Allerdings ist damit das grundlegende Problem einer vorausgesetzten Weiblichkeit noch nicht gelöst, denn auch bei Irigaray sind Sinnge-

59 Auch diese Frage ist umstritten. Während aus »dekonstruktiver« wie »kritischer« Perspektive Irigarays Bestimmung des Weiblichen in *Das Geschlecht, das nicht eins ist* als essentialistische Wiederholung der kritisierten patriarchalen Logik des Gleichen gelesen wurde (z.B. von Moi 1988, 142f, Menke 1992), deutete Schor (1992) in ihrer Lektüre Irigarays Differenz-Vorstellung entsprechend einem dekonstruktiven Verständnis als Selbstdifferenz, die die Frage nach »Materialität« neu stellt.

60 Die Rezeption als »essentialistisch« oder »anti-essentialistisch« differierte je nach Ort und Zeit beträchtlich, was durch die polyvalente Schreibweise dieser Texte befördert wurde. Während sie in der US-amerikanischen Rezeption relativ einheitlich als Geschlechtsidentitäten dekonstruierender *French Feminism* aufgenommen wurde; später als »essentialistischer« Differenzfeminismus z.T. verworfen wurden (oder aber wiederentdeckt, vgl. Schor 1992), galten Cixous und Irigaray in Frankreich als (separatistische) Differenz-Theoretikerinnen, während Kristeva nicht als Feministin rezipiert wurde. Vgl. zu den nationalen Sichtweisen Eva Horn 1995; zu den Auseinandersetzungen innerhalb der französischen Diskussion im Gegensatz zur US-amerikanischen Rezeption Adkins/Leonard (1996). In der deutschsprachigen Diskussion wurden Cixous, Irigaray und Kristeva ab Mitte/Ende der 70er in einem relativ begrenzten, literaturwissenschaftlichen Kontext kritisch bis wohlwollend rezipiert bzw. integriert; breiter zur Kenntnis genommen jedoch erst rund zehn Jahre später, über den Weg der US-amerikanischen Rezeption. Osinski (1998) verwarf diese Ansätze schließlich wiederum in der Begründungslinie der Essentialismus-Kritik.

bungsverfahren und Körper aufs Engste verwoben und werden auch entsprechend vergeschlechtlicht: Die mimetische bzw. uneigentliche Rede wird zugleich als »Frau-Sprechen« bezeichnet (Irigaray 1979, 136ff), in der sich sowohl der »uneigentliche« Status der Frau artikulieren soll als auch der Weg bereitet werde für eine andere Sinnökonomie, eine »Syntax des Weiblichen«, die jenseits der Ordnung von Eigentlichem und Uneigentlichem, von Subjekt und Objekt gedacht ist (ebd., 140). Text bzw. bestimmte Schreibweisen fungieren hier also als Selbsttechnologie, indem sie eine andere, weiblich bestimmte »Artikulationsweise zwischen Begehren und Sprache« (ebd., 142) ermöglichen. Der weibliche Körper dient dabei als Quelle und Fluchtpunkt, welche die Möglichkeiten eines utopischen *Anderswo der Frau* absichern; dieses wiederum verspricht nicht nur einen Zustand jenseits des Mangels, sondern auch jenseits von Differenzen zwischen dem Eigenen und dem Anderen. Paradoxerweise ist die Geschlechterdifferenz davon ausgenommen, die zunächst, ganz im Sinne von de Beauvoir, als Gegen-Mythos zur Geltung zu bringen sei.

Vor der Metapher: die Transposition (J. Kristeva I)

Julia Kristeva hat in *Die Revolution der poetischen Sprache* (1978) ein Textmodell entworfen, in dem sich psychische, soziale und linguistische Phänomene zu einer Technologie, oder in ihrer Terminologie, einer *Praxis* des Selbst verschränken. Es ist in verschiedener Hinsicht interessant: Zum Einen erscheint ihr Modell als ein mittleres zwischen der Herangehensweise Lacans und den bereits vorgestellten feministischen Ansätzen von Cixous und Irigaray. Außerdem weist es explizite Bezüge auf zu Texten von Derrida auf, die eine Spannung zu Kristevas dialektischem Vorgehen produzieren. Vor allem jedoch nimmt es die Idee der Selbsttechnologie durch Text auf eine wörtlich zu verstehende Weise vorweg und verbindet dabei eine ausgearbeitete Texttheorie mit einem gesellschaftsverändernden Anspruch.

Kristevas Grundlage bildete ebenfalls die lacansche Unterscheidung zwischen dem Symbolischen und dem Vorsymbolischen.⁶¹ Mit Lacan wandte sich Kristeva zum einen gegen eine Idealisierung des Vorsymbolischen, indem sie als Kehrseite des von Cixous wie Irigaray hervorgerufenen »flüssigen« Zustands die nicht vollzogene Individuierung betonte. *Kastration* bedeutet in dieser Lesart nicht nur Mangel, sondern auch die Befreiung des Kindes von der Abhängigkeit von der Mutter

61 Zur Übernahme des lacanschen Modells des Spracherwerbs in Verbindung mit der Subjektivierung vgl. genauer Suchsland 1992, 87.

(Kristeva 1978, 56; vgl. auch Schmitz 1998, 100). Zum anderen aber wandte sich Kristeva *gegen* Lacan, was die Notwendigkeit eines kompletten Bruchs mit dem Präödiपालen beim Eintritt in das Symbolische angeht. Ähnlich wie Cixous und Irigaray wertet Kristeva das Vorsymbolische auf, allerdings nicht, um das Symbolische zu ersetzen, sondern um Möglichkeiten des Übergangs auszuloten. Weder ging es ihr um eine Positivierung des Mangels, um es als Grundlage von Weiblichkeit zu postulieren, wie es von Cixous und Irigaray eingefordert wurde, noch um einen absoluten Bruch, durch den Sprache als »Mord an der Sache« erscheint, durch die das Begehren konstituiert wird (Lacan, 1973b, 166), sondern um die Möglichkeit der Vermittlung und die Brückenfunktion von Sprache.⁶²

Dazu unterschied sie zwischen dem Semiotischen und dem Symbolischen. Während das *Symbolische* weitgehend übereinstimmt mit dem Begriff bei Lacan, bezeichnet das *Semiotische* ein vorsprachliches Stadium, in dem, vermittelt durch die Körpererfahrung des Kindes, welches wiederum an den Körper der Mutter gekoppelt ist (insbesondere an Stimme und Gestik), bereits bedeutungsstiftende Strukturierungen stattfinden (vgl. Kristeva 1978, 35ff). Um die Genese von Bedeutung zwischen Körpererfahrung und Sprache zu erklären, setzte Kristeva das Semiotische als einen Zwischenbereich, den sie als *Chora* bezeichnete, und der dem signifikanten Zeichen vorausgeht:

»Den Terminus *chora* entlehnen wir Platons *Timaios*; er soll eine noch ganz provisorische, im wesentlichen mobile Artikulation kennzeichnen, die aus Bewegungen und deren flüchtigen Stasen besteht. [...] die *chora* [geht] als Einschnitt und als Artikulation – als Rhythmus – der Evidenz und der Wahrscheinlichkeit, der Räumlichkeit und Zeitlichkeit voraus. Unser Diskurs – der Diskurs ganz allgemein – läuft ihr zuwider, das heißt, er beruht auf ihr, doch gleichzeitig setzt er sich von ihr ab, da die *chora* zwar bezeichnet und reguliert werden, aber nie endgültig hergestellt werden kann [...] Weder Modell noch Abbild geht sie der Gestaltgebung und insofern auch der Spiegelung voraus, denen sie später zugrunde liegt.« (Kristeva 1978, 36f)

62 Suchsland charakterisiert das Verhältnis zwischen der abgeschlossenen Struktur des Symbolischen und dem Nicht-Symbolischen bei Lacan so: »Der Einbruch von Außersymbolischem (Realem) und Vorsymbolischem (Imaginärem) kann demnach nur als bedrohliche Störung und als Verfallserscheinung interpretiert werden.« (Suchsland 1992, 88). Bei Kristeva dagegen wird das Unbewusste zum »Schauplatz, auf dem sprachliche Strukturen und Vorsprachliches aufeinandertreffen und sich unablässig aneinander abarbeiten.« (ebd.); sie setzt es also nicht mit Sprache gleich, sondern versteht es als einen Vermittlungs-Ort.

Hier entwickeln sich die Grundlagen von Bedeutung in Form von Einschnitten, bei denen es sich noch nicht um signifikante Zeichen handelt. Den Mechanismus, über den sich die triebdynamischen Einschnitte, Fixierungen und Rhythmisierungen der semiotischen Chora im Symbolischen aktualisieren können, bezeichnet Kristeva als *Transposition*. Sie regelt bei Kristeva die Trennung und Vermittlung zwischen Trieb und Zeichen und ist damit der grundlegende Mechanismus der Bedeutungs-bildung. Im Bereich des Symbolischen begründet sie die Möglichkeit des Übergangs von einem Zeichensystem zu einem anderen (»Intertextualität«), insofern durch den negativen Aspekt des Semiotischen die Auflösung von Aussagesystemen (in Kristevas Terminologie der sinnstiftenden *thetischen Setzungen*) und in der Folge eine Neuartikulation möglich werde (vgl. Kristeva 1978, 69).⁶³ Dieser grundlegende Mechanismus, den Kristeva mit dem von Freud beschriebenen Traumverfahren der *Rücksicht auf Darstellbarkeit* identifiziert (ebd.), geht bei ihr den Symbolisierungsweisen der metaphorischen Sinnverdichtung und der metonymischen Sinnverschiebung voraus, die beide dem Symbolischen zugeordnet werden. Bedeutungsstiftung (oder Sinngebung/*signifiance*) ist mit ihren zwei Signifikationsmodi als ein *heterogener* Prozess gedacht, wie es im Vorwort heißt:

»Was wir als *Sinngebung* kennzeichnen ist eben jene unbegrenzte und nie abgeschlossene Erzeugung, jenes unaufhaltbare Funktionieren der Triebe auf die Sprache zu, in ihr, und durch sie hindurch, auf den Austausch und seine Protagonisten, das heißt auf das Subjekt und die Institutionen zu, in ihnen und durch sie hindurch. Dieser heterogene Prozeß ist weder anarchische Zerstückelung noch schizophrene Blockierung, sondern eine *Praxis* des Strukturierens und Destrukturierens, er ist Vorstoß hin zu den subjektiven und gesellschaftlichen *Grenzen*, und nur unter dieser Voraussetzung ist er Lusterleben und Revolution.« (Kristeva 1978, 31)

Ähnlich wie in Lacans Imaginärem wird auch hier eine »Dialektik von Aufbau und Zerstörung« (Schmitz 1998, 95) wirksam, wobei Kristeva das aggressive Moment noch nicht als Wendung gegen das eigene, uner-

63 Kristeva bezog sich auf Husserls Begrifflichkeit der thetischen Setzung, die sie mit der psychoanalytischen Subjektivierung verknüpft: »Jedes Aus-sagen – sei es eines Wortes oder eines Satzes – ist thetisch, denn es setzt Identifizierung voraus, das heißt einerseits die Scheidung des Subjekts von und in seiner Imago wie auch von und in seinen Objekten, andererseits deren Setzung in einem von nun an symbolischen Feld, das beide auf diese Weise geschiedenen Positionen wieder einbindet, aufnimmt und in einer Kombinatorik aus jetzt offenen Positionen neu verteilt.« (Kristeva 1978, 53)

reichbare und vollkommene Bild im Spiegel begriff, sondern es als negative Kraft wertete, die sich gegen *jegliche* Vorformen und »Zwangseinwirkungen« (Kristeva 1978, 37) der sozialen Ordnung richte. Dieses Moment, darauf läuft ihre gesamte Argumentation hinaus, gilt es, für produktive Bedeutungsveränderungen zu nutzen, über die dann eine gesellschaftsverändernde Wirkung erreicht werden soll. Angestrebt wird letztlich eine Form der Synthese in Gestalt der Transposition, welche den Dualismus von Sein und Mangel (*Kastration*) durch Sublimierung aufhebt (Kristeva 1974, 235, vgl. auch Schmitz 1998, 109). Damit erscheint die Transposition als Subjekt- und gesellschaftsverändernde Praxis und als Alternative zur Fixierung von Bedeutungsstrukturen durch die Metapher.

Hier drängt sich zunächst wieder die Frage der Essentialisierung von Bedeutungsprozessen auf. Ähnlich wie bei Irigaray fallen die Antworten, je nach Lesart, sehr unterschiedlich aus.⁶⁴ Zumindest läßt sich sagen, dass mit Kristevas Konzept des Semiotischen bzw. der Transposition triebhafter Elemente, mit dem sie den Einfluss des *Realen* in der Sprache zu konkretisieren sucht, noch nicht zwingend eine Essentialisierung des Körperlich-Vorsymbolischen verbunden ist. Erst recht strebte sie damit keine Rückkehr in die Geschehnisse der weiblich konnotierten Freudschen Primärprozesse an, wie sich etwa Cixous lesen läßt. Vielmehr entwarf Kristeva ein offenes Stufenkonzept, in dem der *Trieb* als Schaltstelle zwischen Körper und Zeichen und, wie Suchsland ausführte, als ein *analytisches* Konzept verstanden werden kann (Suchsland 1992, 112). Zwar fungieren Körper und Körpererfahrungen als Ursprung von Bedeutung, das bedeutet aber noch nicht, dass sie gänzlich vorsymbolisch, im Sinne einer unbeeinflussten Natur wären. Kristeva betonte stets die zwei Seiten eines Zeichenprozesses, welcher den »immer schon semiotisierenden Körper« als von Beginn an familiären wie sozialen Zwängen unterworfen denkt (Kristeva 1978, 36). Kristeva zielte mit der Unterscheidung zwischen Semiotischem und Symbolischen also nicht auf einen vermeintlichen Ausweg aus diskursiven Zwängen, sondern ist an der Genese und dem Prozess des Diskursiven interessiert. Zugleich sichert das Semiotisch-Triebhafte jedoch die Möglichkeit und Einflussnahme eines der symbolischen Sprache Heterogenen ab und wird als negatives Moment in Anspruch genommen.⁶⁵

64 Während Osinski (1998, 164) ein essentialistisches Verständnis vertritt, so argumentieren Cornell/Thurschwell (1988) dagegen. Judith Butler argumentiert zunächst für ein essentialistisches Verständnis (1990), revidierte diese Einschätzung aber später (1993).

65 Und zwar im Sinne von Freuds Todestrieb, vgl. Schmitz 1998, 122.

Die Betonung der Negativität liegt in Kristevas dialektischem Modell von Subjektivität und Textualität begründet. Sie entwarf eine Typologie von Sinngebungsverfahren, die sich in ihrem Verhältnis von positiven, sinnsetzenden und negativen, sinnzerstörenden Elementen unterscheiden, d.h. dadurch, inwieweit sich Semiotisches in ihnen artikulieren könne. Diese Verfahren oder Textpraktiken wirken als Subjekttechnologie, die je unterschiedliche Subjekte erzeugen.⁶⁶ Kristeva unterscheidet idealtypisch vier Formen der Sinngebung (ebd., 98f): Erstens die *Erzählung*, die Kristeva durch Mythos, Epos und Roman hervorgebracht sah und in denen der semiotische Triebstrom einem allgemeinen Sinnzusammenhang untergeordnet sei. Zweitens beschrieb Kristeva *Metasprache* als die Sprache der Wissenschaft, welche den Anspruch vertrete, eine reine Form der Thesis zu sein, indem negative Momente ausgeschaltet werden (sollen). Es wird ein objektives, entpersonalisiertes Subjekt instituiert, das sich vermeintlich außerhalb des jeweiligen Sinnsystems befindet und den Sinngebungsprozess selbst verschleiert. Drittens sprach Kristeva von *Kontemplation* als eine der Religion und der Philosophie zugehörige Weise der Sinngebung, welche ebenfalls den Raum des Symbolischen nicht verläßt. Zwar findet hier eine Übertretung oder Befragung des Thetischen statt, allerdings nur, um zu einem geordneten Sinnzusammenhang zurückzukehren. Statt einer wirklichen Aufspaltung von Sinn und gesellschaftlich sanktionierten Kommunikationsfunktionen finde lediglich ein »Spiel mit archaischen Wendungen, Ellipsen und Parabeln« statt (ebd., 105), in dem das Negative gebannt werde. Das theoretische Subjekt des Aussagens wird zum Konvergenzpunkt einer ausgegrenzten Negativität, was jedoch umschlägt zum »uneinnehmbaren Übertragungsort«: »Nichts existiert, was nicht auf das Subjekt verweisen würde, das (bzw. weil es) nie da ist« (ebd., 106). Ein solches (Nicht-)Subjekt ist zugleich der Inbegriff des Mangels, denn es ist, so Kristeva, konstituiert über den »Verlust an Materialität und Sozialität« (ebd.).

Von diesen Sinngebungsverfahren wird viertens der *Text* oder die *Textpraxis* abgegrenzt. Sie zeichne sich durch einen »offenen Rhythmus« aus (ebd., 107), in dem sich die negativen Triebregungen der semiotischen *Chora* produktiv an den thetischen Setzungen abarbeiten könnten, so dass sie weder abgespalten noch verdrängt werden müssten:

66 Kristeva griff die bereits von Lacan getroffene Unterscheidung zwischen Diskurstypen auf, gab ihnen aber einen größeren Stellenwert. Bei Lacan heißen sie Diskurse 1. der *Hysterie*, 2. des *Wissens*, 3. des *Herrn* und 4. des *Psychoanalytikers* und beziehen sich darauf, inwieweit sie neurotische (1. und 3.) bzw. psychotische Strukturen (2. und 4.) aufweisen (Kristeva 1978, 97).

»Die Negativität wird nicht in einem Gegenüber verdinglicht, in einem Mangel bzw. in einem unmöglichen Realen; vielmehr wird sie in jedes schon gesetzte Reale neu eingeführt, um es weiteren Realen zuzuführen, um es zu dynamisieren und einer Beweglichkeit ohne Ende anzuvertrauen: Setzung von Elementen (Zeit der Ruhe), Wiedereinsetzen des Taumels (Zeit der Durchquerung).« (Ebd., 107)

Zum Vorbild wurde auch hier die Literatur der Moderne, in der Kristeva Text als Praxis und Prozess der Transposition, also als Setzen und Zersetzen von Bedeutung verwirklicht sah. Darüber hinaus wird die *poetische Mimesis* als ein Prozess beschrieben, in dem die Bedeutungsgenerierung selbst nachvollzogen wird, so dass über einen simplen Wechselprozess von Konstituierung/Dekontstituierung von Sinnhaftigkeit hinaus eine höhere Stufe der Bedeutungsbildung erreicht werde, das »Thetische zweiten Grades«. Darin liegt ein ideologiekritisches Moment, insofern die sozio-kulturellen Setzungen aufgezeigt werden, welches der Subjekt-Objekt-Beziehung zugrunde lägen. Beide Positionierungen sollen auf diese Weise offengelegt und idealerweise auch in Frage gestellt werden:

»Indem die poetische *mimesis* die Konstituierung des Symbolischen als Sinn imitiert, verursacht sie nicht nur die Auflösung der denotativen Funktion, sondern auch der dem Thetischen vorbehaltenen Funktion, das Subjekt zu setzen. Darin übertrifft die moderne poetische Sprache jede klassische (theatralische oder romaneske) *mimesis*: sie greift nicht nur die Denotation (Setzung des Objekts), sondern auch den Sinn (Setzung des aussagenden Subjekts) an.« (Ebd., 67)

Als Ideal erscheint eine gelungene Synthese aus Semiotischem und Symbolischem, über die sich eine jeweils »neue Disposition« (Kristeva 1978, 60) artikulieren könne und sich letztlich »die an den Prozeß der Bedeutungskonstitution geknüpfte Subjektivität möglichst vollständig auszudrücken« vermag (Schmitz 1998, 115), ohne die Objektseite zu vereinnahmen.

Krystevas Modell der unterschiedlichen Sinngebungsverfahren läßt sich – zwar nicht als Chronologie, aber inhaltlich – an die literaturhistorischen Phasenmodelle, die in Kapitel I.5 beschrieben wurden, anschließen: Die Darstellungsform der *Erzählung* ebenso wie das darin eingeschriebene einheitliche Subjekt entspricht dem oben beschriebenen Muster des klassischen Bildungsromans. Das entpersonalisierte Subjekt der *Metasprache* entspricht dem des an den Naturwissenschaften orientierten Realismus' während die Beschreibung der *Kontemplation* an die Kritik postmodernen Schreibens in Bezug auf die Aufgabe des Subjekts, des Sozialen, des Sinns ebenso wie des Negativen zugunsten von

»Spiel« und Nichtfassbarkeiten anschließt (vgl. Kap I.6). Die *Textpraxis* wiederum behält einerseits die modernistische Befragung des Sinns bei und versieht die negativen Verfahren explizit mit einem ideologiekritischen Gestus. Andererseits entwirft Kristeva darin ein eher zu postmodernen Vorstellungen zählendes seriell-subjekt, das »Subjekt im Prozess« (ebd., 116), welches nicht als ein »von jeher gesetztes und auf immer vom Triebprozeß losgelöstes Reales« verstanden werden solle, sondern als eines, welches diesen Prozess »praktisch oder experimentell erprobt, indem es in ihn eintaucht und aus den Trieben hervor wieder auftaucht. Dieses Subjekt ist eines der Verausgabung, also kein »Subjekt der Äußerung«; vielmehr durchquert es den Bau (die Struktur, die Endlichkeit) des Textes.« (ebd., 132).

Das Subjekt ist hier also nicht mehr auf eine Position *vor* dem Text fixiert, als souveränes Subjekt der Äußerung, ebensowenig wird es allein verstreut *im* Text, als Subjekt der Aussage, lokalisiert. Stattdessen strebt Kristeva eine beständige Grenzüberschreitung in einem intertextuellen Verweisungszusammenhang an, durch die diese Zweiteilung tendenziell aufgehoben bzw. verwischt wird. Das läßt sich als Kristevas Antwort auf das Problem von Oberflächen- und Tiefenstruktur verstehen. Kristeva kritisierte eben diesen strukturellen Dualismus in der Phänomenologie (wie in der generativen Grammatik Chomskys, vgl. ebd., 47f). Dieser führe, so die Kritik, nicht zu einer Aufhebung des transzendentalen *Egos*, sondern zu dessen unbefragter Voraussetzung bereits auf der Tiefenebene der sprachlichen Äußerung. Im Gegenzug gab Kristeva die Struktur von Oberfläche und Tiefe zwar nicht auf – die manifesten Sprachäußerungen an der Textoberfläche benennt sie mit *Phänotext*, die latente Ebene des Semiotischen als *Genotext* – modifizierte sie aber dahingehend, dass sie keine analogen Entsprechungen zwischen den Ebenen voraussetzt, sondern Übergänge zwischen Genotext und Phänotext als eine bedeutungsverändernde Genese beschreibt.

Das *Subjekt-im-Prozess* erscheint also als eines, welches die Grenzen zwischen Innen und Außen, Text und Körper beständig in Frage stellt und darüber neue Beziehungen zwischen dem Ich und seinem Draußen ausbilden kann. In dem Prozess der Setzung von Selbst und Objekt sowie ihrer Auflösung würde dann, so die Hoffnung Kristevas, die normativen signifikanten Bindungen mitsamt den Verdrängungen, auf denen sie beruhen, gelöst und die Möglichkeit geschaffen, »die Vorstellung von einem neuen Verhältnis zu den natürlichen Objekten, den gesellschaftlichen Apparaten und dem eigenen Körper zu produzieren.« (Ebd.)

Mit den Vorstellungen eines Subjekts, das sich sozusagen »ganzheitlich« artikulieren vermag – ohne jedoch auf einer Objekt-verdrän-

genden »Ganzheit« zu beharren – und dem reflexiven Schreibgestus der poetischen Mimesis, der die symbolischen Verfahrensweisen mitausstellt, lassen sich wiederum Parallelen herstellen zu feministischen Programmatiken, insbesondere zu Irigarays *Mimesis*, die bei Kristeva allerdings nicht von vornherein vergeschlechtlicht erscheint.⁶⁷

Im Vergleich zu dem oben beschriebenen literaturgeschichtlichen Modell von Voss unterscheidet sich Kristevas Typologie nicht nur darin, dass sie sich nicht auf poetische Sprachpraktiken beschränkt, auch wenn diese die höchste Wertschätzung erfahren. Sie geht auch über die Konstatierung einer bloßen Spiegelung eines ganzen oder fragmentierten Subjekts hinaus, indem sie danach fragt, inwieweit sich die semiotisch-triebhaften Aspekte im Text artikulieren und »materialisieren« lassen. Dem Text wird dabei weitaus mehr Einfluss eingeräumt als in dem von Voss vorgeschlagenen Spiegelmodell: Während es dort darum geht, wie bestimmte Textformen sich auf das Imaginäre der RezipientInnen, das heißt insbesondere auf die (Körper-)Imago, auswirken, so »materialisiert« sich das Subjekt in seinen unterschiedlichen Anteilen bei Kristeva im und durch den Text selbst. Kristevas Modell erscheint so als Gegenentwurf zum Gedanken der *Nichtung* des Ich oder der Entleerung, wie er sich etwa bei Blanchot (aber auch dem frühen Foucault und bei Derrida, siehe Kap. I.4, II.4.u. 5) findet: Nicht um die Überschreitung des Ich, sondern um seine (triebhafte) Entäußerung geht es hier. Der Text als *Textpraxis* erscheint so als veritable Subjekttechnologie, die dem Subjekt zur Artikulation verhilft, indem es die Grenzen zwischen Innen und Außen, zwischen dem (lesendem, schreibenden) Subjekt und dem Text durchlässig macht. Das wirft die Frage auf, inwieweit dabei von einer *aktiven* Selbst- (oder auch Welt-) Formierung die Rede sein kann. Als Movens und Objekt der Selbstartikulation steht bei Kristeva die Negativität im Vordergrund, die noch einmal näher beleuchtet werden soll.

Das Problem der Negativität (J. Kristeva II)

Insgesamt erscheint der Status von Kristevas Ansatz zwischen dialektischem Modell und poststrukturalistisch-geprägtem, dekonstruktivem Ansatz als uneindeutig. Dies lässt sich an der schwankenden Rolle des Negativen festmachen, wie im Folgenden im Vergleich zu bereits vorstellen Negativitätskonzepten aus Kapitel I (5. Abschn. zu Iser und Menke) und II (Abschn. 3 u. 4 zu Lacan und Derrida) gezeigt werden soll.

⁶⁷ Im Unterschied zu *Women's Time* (Kristeva 1981): Hier wird das negative Moment mit dem Weiblichen identifiziert.

Generell ist mit der Frage nach negativen Strategien, wie oben gezeigt, die der Instrumentalisierung verbunden. So erschien Isters Fokussierung auf eine Destabilisierung von Bedeutung durch die serielle Anordnung von widerstreitenden Blickpunkten als ein intentional eingesetztes poetisches Mittel, welches im Dienste einer angestrebten Bedeutungsbildung steht, nämlich bestimmte soziale Problemlagen zu erkennen. Kristeva scheint zwar auf den ersten Blick einen ähnlichen Mechanismus zu beschreiben, allerdings betonte sie die nicht-intentionalen und nicht-kognitiven Momente der Bedeutung, welches das Subjekt selbst erfasst. Wie bei Menke beschrieben, steht bei Kristeva das materielle Moment von Sprache sowie der Prozess der Signifikantenbildung im Vordergrund, welche die Möglichkeit stabiler Referenzbeziehungen beständig in Frage stellen. Allerdings steht diese Negativität nicht für pure Kontingenz, sondern in der Tat im Dienste einer Gesellschaftsveränderung und erhält einen indirekten instrumentellen Charakter, insofern durch sie eine andere Subjekt-Objekt-Beziehung etabliert werden soll.

An die Frage der Instrumentalisierungsmöglichkeit, d.h., wie gezielt negative Momente eingesetzt werden können, knüpft sich die Frage an, wie absolut das Negative (wie das Positive) jeweils gedacht ist. Das Hegelsche Konzept der Subjektivierung, nach dem das Ich sich nur unter Aufhebung des heterogenen Anderen behaupten kann, diente auch Kristeva als Negativfolie. Sie kritisierte an Lacan eine Übernahme der Hegelschen Absolutismen, indem dieser einen absoluten Bruch zwischen dem (Bewusstseins-)Subjekt und den Objekten, einschließlich seiner Triebe, postuliere. Negativität werde an das Begehren gebunden und letztlich im Nichts bzw. im Mangel festgeschrieben. Anstatt die »Nahtstelle zwischen dem ›Sein der Sprache‹ und dem ›Nicht-Sein der Objekte‹« (Kristeva 1978, 136), als welche Lacan das Begehren bestimme, offen zu halten, diene der Mangel dazu, die Einheit des *Subjekts des Begehrens* zu sichern – und damit das absolute Sein des Subjekts erneut zu bestätigen.

In ihrem Negativitätskonzept veränderte Kristeva nun den Bezugspunkt: Anstatt auf das Begehren bezog sich Kristeva auf den in der Psychoanalyse beschriebenen Prozess der *Verwerfung*. Sie wurde von Kristeva als eine symbolische Trennung konzipiert, die keinen Mangel zur Folge habe, sondern eine Triebabfuhr einschließe und Lust erzeuge. Kristeva fand sie in bestimmten poetischen Texten der Moderne, die ein *Verwerfen dritten Grades* (ebd., 169f) aufwiesen. Dieses Stadium unterscheidet sich von einem vorsymbolischen Akt der *Ausstoßung* (die durch Aggression, aber auch durch »Trennungslust« geprägt sein könne, ebd. 155) ebenso wie von der symbolischen *Verneinung*; beide stellten Verwerfungen dar, über die sich das Subjekt als Objekt- bzw. Sinnbeherr-

sches konstituieren.⁶⁸ Im Unterschied zur Verneinung finde das Verdrängte im letzten Stadium seine Anerkennung nicht auf der symbolisch-intellektuellen, d.h. auf der inhaltlichen Ebene, sondern es »markiert das signifikante Material« (ebd., 169), etwa in Form von Rhythmik, Musikalität der verwendeten Sprache, welche auf der linguistischen Ebene die Linearität der Signifikantenkette an der Textoberfläche unterbreche. Auf diese Weise würden die beteiligten Triebenergien nicht verdrängt, sondern »verausgabt« (ebd.), etwa in einer »Rückkehr oraler und glottischer Lust« (ebd., 158): »Das Verwerfen wird zur ästhetischen Lustquelle; es verläßt nicht die Bahn des Sinns, sondern gestaltet sie neu, indem es den Weg der Triebe durch den Körper in sie einschreibt: vom Anus zum Mund.« (ebd., 159f). Auf diese Weise würden nun die thetischen Setzungen angefochten, nicht aber vollständig (wie in der Psychose) außer Kraft gesetzt, das Symbolische also nicht endgültig verlassen. Der *Text* avanciert vielmehr zu einer »Grenzerfahrung«, in der sich der beständige »Kampf zwischen These und Verwerfen« in einem fiktionalen Rahmen übersetzt (ebd., 131).

Vor diesem Hintergrund begrüßte Kristeva zunächst die derridasche *différance* als ein Konzept, mit dem sich Negativität als konstitutive Abwesenheit und Einschreibung eines anderen denken läßt. Explizit zog sie eine Parallele zwischen der Negativität der *semiotischen Chora* und der *Spur* bzw. der *différance* bei Derrida (vgl. ebd. 35, 146), und zwar im Sinne einer differenzierenden, präformierenden und teilenden Energieform.⁶⁹ Allerdings kommt ihr auch hier wieder die Objektseite zu kurz, indem nämlich nun eine »Neutralisierung der produktiven Negativität« (ebd., 148) stattfindet, durch welche die in der *Spur* wirksam werdenden Triebreite aufgelöst würden, anstatt sie einer erneuten Symbolisierung (entsprechend Kristevas *Thetischem zweiten Grades*) zuzuführen. Damit jedoch werde die Verdrängung des Realen fortgesetzt, anstatt es in seiner Heterogenität lebbar zu machen. Auf diese Weise, so Kristevas Kritik, komme es nicht zur Wirklichkeitsgestaltung, sondern die *différance* verharre in einer Geste des Exzesses bzw. des Todes; sie werde

68 Freud hat diesen Prozess im Zusammenhang mit den *fort-da*-Spiel beschrieben, durch den ein Objekt als vom Körper getrenntes gesetzt wird und schließlich als abwesend, als ein Zeichen in Erscheinung tritt: »Damit führt das Verwerfen das Objekt als wirkliches ein, das gleichzeitig bezeichnbar wird in dem Sinne, daß es für ein dem signifikanten System bezeichnbar gehalten wird, als dem Subjekt untergeordnet, das es mit dem Zeichen setzt.« (Kristeva 1978, 128).

69 Und zwar entsprechend Freuds Konzept der Bahnungen, vgl. Kristeva 1978, 35. Zu Parallelen zwischen dem Semiotischen bei Kristeva und dem *gramma* bei Derrida siehe ebd., 52.

nicht zur gesellschaftsrelevanten Textpraxis, sondern bleibe wirkungslose Metasprache bzw. *Kontemplation* (ebd., 148f).⁷⁰

Bei Kristeva hingegen blieb der zentrale Ansatzpunkt für gesellschaftsverändernde Praktiken das Subjekt, und zwar unter der Prämisse, dass eine fundamentale Veränderung der Subjekt-Figurierung auch zu einem veränderten Umgang mit der Welt führt: Das heißt, je toleranter das Subjekt sich gegenüber Sinnauflösungen verhalten könne, da es nicht mehr darauf angewiesen sei, starre Verdrängungsgrenzen aufrecht zu erhalten, desto eher könne es gesellschaftliche Umbrüche nicht nur akzeptieren, sondern auch vorantreiben. Darin liegt denn auch der »revolutionäre« Gehalt der Textpraxis, die es ermögliche, den heterogenen Widerspruch (zwischen negativer Auflösung und positiver Setzung) zur Geltung kommen zu lassen und auf diese Weise gesellschaftlichen Widersprüchen ebenfalls zur Artikulation in einem kritischen Diskurs verhilft, indem er sich generell gegen normative Zwänge richtet (ebd., 193). Eine wichtige Voraussetzung bleibt jedoch weiterhin die Überführung der Negativität ins Symbolische: »Der moderne Text ist gleichzeitig Verwerfen, sinngebende Wiederkehr des Verwerfens und ›Wissen‹ – ein Prozeß, der sich unaufhörlich selbst analysiert.« (ebd., 190) Erst über diesen als *Mimesis* beschriebenen reflexiven Prozess werden Bedeutungsveränderungen auch symbolisch verankert.

Kristeva hat also ein teils dialektisch, teils seriell gedachtes Subjektmodell konzipiert, das zwar in den Grundzügen dem poststrukturalistischen Textsubjekt entspricht, durch seine körperlich-triebhaftere Situierung jedoch entschieden anders akzentuiert ist. Das ließe sich als Konkretisierung lesen: Was Derrida mit der *Spur* recht offen thematisierte, nämlich den Einfluss des Realen in der Sprache, bestimmt Kristeva als

70 Zwar erwähnte Kristeva in ihrer Beschreibung des Verfahrens der *Kontemplation* die Dekonstruktion Derridas nicht explizit, Suchsland geht aber davon aus, dass sie hier einbegriffen ist (Suchsland 1992, 100). Tatsächlich erinnert die Beschreibung an das oben beschriebene Autor-Dilemma der Dekonstruktion. Zur Grammatologie heißt es hingegen an anderer Stelle: »Die Grammatologie denunziert die Ökonomie der symbolischen Formen und eröffnet einen Raum, den diese Funktion nicht umschließt. Doch in dem Augenblick, da die grammatologische Flut das Thetische überwältigen und an seine Stelle ihm (logisch und chronologisch) vorgängige Energieübertragungen setzen will, entsagt sie dem Subjekt, verpflichtet es sich, dessen Funktionsweise – die gesellschaftliche Praxis ebenso wie die Möglichkeiten zum Lusterleben oder (Ab-)Töten zu ignorieren. Folglich zieht sich die Grammatologie in die Neutralität aller Setzungen, Thesen, Strukturen zurück, hält sich selbst zurück dann, wenn diese brechen, bersten, zerspringen. Insofern sie die (symbolische und/oder gesellschaftliche) Struktur vernachlässigt, muß sie angesichts ihrer Destruktion oder Erneuerung verstummen.« (Kristeva 1978, 148).

einen konkreten Prozess der Transposition triebhafter Elemente auf die symbolische Ebene. Sowohl Kristeva als auch Derrida behaupten die Notwendigkeit beider sinnstiftender Momente, wenn auch mit unterschiedlicher Gewichtung: Bei Derrida liegt die Betonung auf dem Sinnzersetzenden während Kristeva ein Gleichgewicht anstrebt. Beide gehen auch von einem prozesshaften, seriellen Ablauf aus, so dass sich die Vorstellungen an diesem Punkt nur graduell unterscheiden.⁷¹ Damit läßt sich eine strukturelle Ähnlichkeit feststellen zwischen der Metaphorizität der Schrift in ihrem Doppelaspekt von Setzung und Entzug von Sinn bei Derrida (vgl. Kap. II.4., 2. Abschn.) und Kristevas semiotisch-thetischem Prozess der Bedeutungsbildung.

Im Unterschied zu Derrida hielt Kristeva jedoch an einem dialektischen Modell fest, da nur dort sich tatsächlich eine Negativität entfalten könne. An dieser Stelle ließe sich auch ihr wieder vorwerfen, letztlich in der angestrebten Synthese mit Hilfe der Transposition zum »Verwerfen dritten Grades« die negativen, zerstörerischen Momente zugunsten einer allgemeinen Sinnbildung positiviert zu haben.⁷² Wo Derrida seine Begrifflichkeiten offen läßt (wie mit der *Spur*), oder als Setzungen thematisiert (wie mit der *Katachrese* als Ursprung von Bedeutung), da findet sich bei Kristeva der »Trieb«: »Der inhaltliche Aspekt der Bedeutung, untrennbar mit der Struktur verbunden, ist immer dem Wirken des Triebes geschuldet.« (Schmitz 1998, 106).

Unter einer foucaultschen Perspektive erscheint der Trieb zwar nicht ganz in der Position von *sexe* als Heilsversprechen des Subjekts, da es nicht um seine vollständige »Befreiung« geht, sondern um eine produktive Form der Sublimierung. Allerdings bleibt die von Foucault beschriebene Ausgangsstruktur eines negativen, körperlichen »Innen«, das sich entäußern muss – eine Idee, welche erst die starren Grenzen konstruiere – erhalten (vgl. Kap. II.6.). Die Funktion des Textes als Entäußerungsmedium erscheint dabei zunächst ähnlich wie bei Foucault, allerdings geht es nicht um eine Formierung des Selbst im Sinne des foucaultschen *Ethos*, sondern um eine generelle Aufhebung von Verdrän-

71 Näher an Kristevas Vorstellung des Doppelmoments von Destruktion-Konstruktion erscheinen Derridas Ausführungen zum Subjektil-Projektill. Hier kommt auch das materielle Moments des Sinnträgers ins Spiel, das durchaus anschlussfähig wäre an Kristevas semiotische Chora (vgl. Kap. II.4, 2. Abschn.).

72 Cornell und Thurschwell haben dieses Dilemma so zusammengefasst: »Her [Kristevas] dilemma [...] stems from her attempt to appropriate Hegel's insight into the limit of a purely positive formulation of the objective without fully coming to terms with the difficulties of freeing abstract negativity from its ultimate enclosure to the Absolute Idea within Hegel's own logic.« (1988, 154).

gungen. Hier entsteht ein weiterer Widerspruch: Soll im angestrebten Wechsel von symbolischer Sinnsetzung und semiotischer Sinnauflösung das kontingente Moment der Negativität erhalten bleiben, so stößt es sich an dem Ziel der intendierten Gesellschaftsveränderung, wie Cornell/Thurschwill es beschreiben: »As a result, Kristeva must both assert the necessity of affirmative ethical positioning and refuse to articulate any particular position, because any such statement would call for its own, immediate transgression.« (1988, 154).

Hier konkretisiert sich die Problematisierung eines ethischen Relativismus' im Zusammenhang mit poststrukturalistischen/dekonstruktiven Verfahren (sowie insgesamt mit der »Postmoderne«, wie bereits in Kap. I.6 beschrieben). Dieses Dilemma zwischen einer intendierten Positionierung und dem gleichzeitigen Offenhalten von Bedeutung trat auch in denjenigen feministischen Ansätze auf, die sich explizit der Dekonstruktion zurechnen (oder ihr zugeschrieben werden), wie sie im Folgenden vorgestellt werden, und kulminierte dann in der Kontroverse um die Texte Judith Butlers.

Weiblichkeit als Differenz – Weiblichkeit als Travestie

Wie die in den vorangegangenen Abschnitten thematisierten Ansätze zielten auch die poststrukturalistischen Theoretikerinnen in der US-amerikanischen Debatte auf die Etablierung einer Sprechposition durch die Dekonstruktion des Symbolischen. Ihre texttheoretischen Arbeiten aus dem literaturwissenschaftlichen Umfeld der sogenannten *Yale School* wurden in der deutschsprachigen Diskussion als *Amerikanische Dekonstruktion* (Zima 1994) oder speziell als *Feministische Dekonstruktion* (Vinken 1992) bekannt. Im Ringen um das Aufrechterhalten von politischen und akademischen Ansprüchen konzentrierten sich die Widersprüchlichkeiten zwischen ideologiekritischen und dekonstruktiven, positiven und negativen Strategien, und wurden kontrovers wie kaum anderswo diskutiert. Kontrovers zeigte sich noch ihre Rezeption in den deutschsprachigen Einführungen der 90er Jahre: Während etwa Lena Lindhoff die Strömungen feministischer Theorien ebenfalls unterteilte in soziohistorische und poststrukturalistische Ansätze, sie aber als zwei Seiten einer Medaille betrachtete, die sich, bei aller Kritik, spiegelbildlich ergänzen sollten (Lindhoff 1995, 178), so fiel das Urteil von Jutta Osinski hinsichtlich der Vereinbarkeit von emanzipationspolitischen und dekonstruktiven Anforderungen weniger versöhnlich aus: »Die *feministische* Dekonstruktion ist ein Widerspruch in sich und sollte ad acta gelegt werden.« (Osinski 1998, 165). Tatsächlich aber sind solche Einschätzungen abhängig davon, wie genau »feministisch« gegen »dekons-

truktiv« abgegrenzt wird. Zugleich verweisen sie auf die Schwierigkeit einer solchen Eingrenzung. Im Folgenden werde ich darum einige Ansätze noch einmal näher betrachten – nicht zuletzt auch deshalb, weil sie die Arbeiten von Judith Butler und die Kontroverse darum vorbereiteten und sie in gewisser Weise schon vorwegnahmen.

Der auf poststrukturalistisch-psychoanalytischen Einsichten beruhende Befund, dass Weiblichkeit in der symbolischen Ordnung eine Spiegelfunktion des Männlichen zukomme, stellte auch für die US-amerikanische, poststrukturalistische Diskussion eine wichtige Untersuchungsebene dar. Allerdings war die These des kompletten symbolischen Ausschlusses von Frauen hier unbefriedigend. Denn, so die Ausgangsfrage von Shoshana Felman, wie konnten und sollten Frauen dann innerhalb dieser polaren Ordnung überhaupt zum Sprechen gelangen, z..B. auch Irigaray selbst, die eben diesen Ausschluss konstatierte:

»[...] if ›the woman‹ is precisely the Other of any conceivable Western theoretical locus of speech, how can the woman as such be speaking in this book? Who is speaking there and who is speaking the otherness of the woman? [...] Is she [= Irigaray, d.V.] speaking as a woman, or *in place of* the (silent) woman, *for* the woman, *in the name of* the woman? Is it enough to be a woman in order to *speak as a woman*? Is ›speaking as a woman‹ a fact determined by some biological condition or by a strategic, theoretical position, by anatomy or by culture?« (Felman 1975, 3)

Um Vereinnahmungen (Sprechen »im Namen von« und »für« Frauen) zu vermeiden sowie die Postulierung des Anderen als einen höchst zweifelhaften Ort des Sprechens,⁷³ forderte Felman, auf einer rhetorischen Ebene die dichotome Struktur der Repräsentation selbst zu befragen. Wie auch andere Autorinnen tat sie dies in der Lektüre unterschiedlicher literarischer Texte der Moderne, und zwar auch hier zunächst wieder vorzugsweise von männlichen, im Kanon etablierten Autoren.⁷⁴ Ihre *Re-reading*-Strategie war nicht durch strikte Abgrenzung motiviert (wie die der 60er und frühen 70er Jahre, s.o.), sondern durch ein Erkenntnisinte-

73 »[...] although the otherness of the woman is here fully assumed as the subject of the statement, it is not certain whether that otherness can be taken for granted as positively occupying the un-thought-out, problematic locus from which the statement is being uttered« (ebd., 4). – Auf Irigarays Strategie der mimetischen Wiederholung, durch die sich Irigaray einen Sprechort schafft, geht Felman, trotz ihrer Aufmerksamkeit für Rhetorik, hier nicht ein.

74 Wie Balzac, s.u. Vgl. insgesamt die Auswahl aus dem Sammelband »De-konstruktiver Feminismus in Amerika« (Vinken (Hg.) 1992). Später dann auch weibliche »Klassikerinnen« (wie Woolf, Shelley) bei Jacobus (1986) oder gezielt unbekanntere Autorinnen (Johnson 1987, 1998).

resse am Funktionieren rhetorischer Strukturen, zu denen nun auch die Geschlechterdifferenz zählte: »Weil die Geschlechter rhetorisch verfaßt sind, ist der Ort, an dem diese rhetorische Verfassung lesbar wird, der literarische Text«, so die Begründung von Barbara Vinken (1992, 19) für die erneute Aufwertung des Literarischen, das von einem »Ort der ›Täuschung‹ zu einem Ort der ›Erkenntnis‹« avancierte (Garbe 1992, 30). Maßgeblich an diesem Verständnis beteiligt waren die Texte von Felman, in denen sie an die Bestimmung der Geschlechter als symbolische Positionen, wie Lacan es formulierte, sowie die Bestimmung des Weiblichen als Differenz/*différance*, wie Derrida es begründete (s. u.), angeschlossen. Theoretisch handelte es sich dabei also nicht um prinzipiell neuartige Einsichten. Neu war zu dieser Zeit jedoch die Art der Verknüpfung, durch die sich poststrukturalistische Positionen auch unter feministischem Vorzeichen in der US-Diskussion verbreiteten.⁷⁵ In ihrem einflussreichen Aufsatz *Rereading Femininity* (1981, dtsh. *Weiblichkeit wiederlesen*, Felman 1992) stellte Felman ein Lesemodell nach dem Vorbild von Irigarays mimetischer Rede, also nach dem Echo-Modell, vor. Sie führte vor, wie die Frage nach der Frau, wie sie in diesem Zusammenhang von Freud gestellt wurde, in der Verschiebung angeeignet werden könne. Im Unterschied zu Irigaray machte Felman ihre rhetorische Intervention explizit und beansprucht eine Position als »weibliches« sprechendes Subjekt:

»Seine Frage ›Was ist Weiblichkeit?‹ fragt in Wirklichkeit: ›Was ist Weiblichkeit – für Männer?‹ Meine einfache (weibliche) Reiteration von Freuds Frage [...] hat das ›Rätsel‹ irgendwie neu definiert und impliziert eine etwas andere Frage: Was bedeutet die Frage ›Was ist Weiblichkeit – für Männer?‹ – für Frauen?« (Felman 1992, 35)

Felman suchte auf diese Weise die metaphorische Verfasstheit von Weiblichkeit und die Verdrängung einer eigenen Differenz als verdecktes Textprinzip nachzuweisen, sowohl bei Freud als auch in Balzacs Roman *Das Mädchen mit den goldenen Augen*, um sie schließlich als grundlegendes Prinzip in der abendländischen Kultur zu postulieren.⁷⁶

75 Ebenso konnten sich diese Theoretikerinnen auch institutionell unter dem Label der Dekonstruktion etablieren, vgl. Johnson 1987, 32ff; auch Vinken 1992, 24.

76 »Als eine vom Mann definierte gibt die konventionelle Polarität des Maskulinen und des Femininen der Frau einen Namen als Metapher des Mannes. Sexualität funktioniert hier mit anderen Worten als Zeichen einer rhetorischen Konvention, für die ›Frau‹ als der Signifikant und ›Mann‹ als das Signifikat steht. Der Mann allein hat das Privileg einer eigentlichen Bedeutung, einer buchstäblichen Identität: Weiblichkeit als Signifikant

Während sich der hier konstatierte Befund durchaus mit den Analysen von Cixous oder Irigaray deckte, so wurden nun insofern andere Konsequenzen gezogen, als der weibliche Körper als Ursprung von Subversion und Gegenmodell von Bedeutung hier nicht herangezogen wurde. Stattdessen bezog sich Felman allein auf die Differenz-Bedeutung von »Weiblichkeit« als purer Signifikant im textuellen Bedeutungssystem. Darüber hinaus erschien »Weiblichkeit« jedoch als ein privilegierter Signifikant, als er zum Träger einer zweifachen Differenz erklärt wurde, die sich in Gestalt des zugeschriebenen Mangels (bzw. auch der Geschlechterdifferenz als solche) zeige, wie auch darin, dass er stets andere, verdrängte Differenzen mittrage. Dadurch, so Felman, untergrabe der Signifikant »Weiblichkeit« eine eindeutige Referenzbeziehung. Unklar werde nun, ob Weiblichkeit wörtlich oder figurativ zu verstehen sei, ob sie metaphorisch an ein Signifikat geheftet werde (das dann fälschlicherweise buchstäblich gelesen werde) oder metonymisch auf ihre sprachliche Konstitutionsbedingung, einen komplexen Verweisungszusammenhang von Differenzen, deute. In Felmans Deutung verschob sich nun auch die Bedeutung der *Kastration*: Sie zeigt sich in ihrer Deutung nicht als Mangel an »Sein« (wie bei Lacan), sondern als »Mangel an Eindeutigkeit« (Felman 1992, 57). Der Signifikant »Weiblichkeit« besetze so einen »Zwischenraum«, »zwischen den Zeichen, zwischen den Institutionen von Männlichkeit und Weiblichkeit« (ebd., 47).

Mit diesem dekonstruktiv-rhetorischen Verständnis von Differenz als *Selbstdifferenz* wurde die Grundlage für eine Neubestimmung von Weiblichkeit geschaffen, das nun nicht mehr als »eigenständige« Differenzqualität erscheint – sei sie aus der »Logik des Gleichen« ausgeschlossen, wie bei Irigaray, oder unter der »Logik der Anderen« vereinnahmt, wie bei de Beauvoir – sondern als *interne Differenz* eine rhetorische Funktion ist,⁷⁷ »eine negative Potenz, Figur der Defiguration, Ent-

kann sich nicht selbst signifizieren, bedeuten; es ist bloß eine Metapher, ein figuratives Substitut; es kann bloß auf den Mann, auf den Phallus, als seine eigentliche Bedeutung, als sein Signifikat referieren. Die rhetorische Hierarchisierung der Opposition zwischen den Geschlechtern führt dazu, daß die Differenz der Frau unterdrückt wird, indem sie durch die Referenz des Weiblichen auf die männliche Identität vollständig subsumiert wird.« (Felman 1992, 39).

- 77 »Männlichkeit ist keine Substanz, und Weiblichkeit ist auch nicht deren leeres Komplement, eine heimliche Gebärmutter. Weiblichkeit ist weder eine Metonymie, ein behaglicher Behälter von Männlichkeit, noch ist sie eine Metapher – dessen spiegelbildliche Reflexion. Weiblichkeit wohnt der Männlichkeit inne, wohnt ihr inne als Andersheit, als ihre eigene Unterbrechung.« (Felman 1992, 58)

stellung« (Vinken 1992, 19). »Weiblichkeit«, so Vinken weiter in ihrer Wiedergabe Felmans,

»ist« deshalb das Moment, das Identität durchkreuzt; »Frau« der Ort, wo die Fixiertheit des Geschlechtes durch das Spiel von Differenz und Division verrückt wird, wo Geschlecht, Bedeutung und Identität gleichzeitig erschaffen und zersetzt werden. Weiblichkeit ist »unheimlich«, nicht weil sie das Gegenteil von Männlichkeit ist, sondern weil sie die Opposition von »männlich« und »weiblich« unterläuft.« (ebd.)⁷⁸

Die Aufmerksamkeit für Ambivalenzen und Uneindeutigkeiten geht auch entscheidend auf das Rhetorik-Verständnis von Paul de Man zurück.⁷⁹ In *Allegorien des Lesens* (de Man 1988) entwickelte er seinen Begriff von Rhetorik, womit das selbstdekonstruktive Vermögen insbesondere literarischer Texte gemeint ist, radikale Aporien auf der Grundlage der Unentscheidbarkeit zwischen einer buchstäblichen und einer figurativen Bedeutung zu erzeugen. Dem liegt ein selbstreferenzielles und performatives Textverständnis zugrunde, wonach Texte stets eine »Theorie« ihres eigenen figurativen Funktionierens aufstellen, also eine Art metatextuelle Lektüeranweisung bieten, die sie jedoch in ihrer Text-»praxis« stets wieder durchkreuzen. Was hier also gegeneinander steht, ist das, was Texte »tun«, und das, was sie »predigen« (de Man 1988, 45), so dass eine permante Bewegung der Setzung und Aufhebung von Bedeutung entsteht. Jede Bedeutungsfestlegung erscheint daher als Umgehen dieser performativen Struktur, als ein totalitärer Akt, der eine identifikatorische Repräsentationslogik aufrecht erhält.

Felman nimmt das auf, indem sie die aporetische Struktur des Textes nachzuweisen sucht. In ihrer Lesart funktioniert »Sexualität« als ein solches fixierendes, rhetorisches Element, das einer möglichen Bedeutungsvielfalt entgegentritt, indem es das Verhältnis von Signifikat und Signifikant, eigentlicher und uneigentlicher Bedeutung, Identität und Heterogenität entlang der Geschlechterachse als eine fixe, hierarchische

78 Das entspricht wiederum dem von Fraisse formulierten Anspruch an den Feminismus (s.o., Kap.III.1).

79 Das verkannte Osinski in ihrer Kritik, es handele sich bei Felmans Text nicht wirklich um eine dekonstruktive Lektüre, sondern lediglich um die Applizierung poststrukturalistischer Theoreme und Motive in hermeneutischer Art und Weise. Das ließe sich tatsächlich häufiger anmerken, etwa auch bei der oben zitierten Echo-Lektüre von Caren Greenberg (s.a Lindhoffs Kritik an diversen Aufnahmen von Lacan insbesondere im deutschsprachigen Feld, 1995, 91f). Gerade bei Felman jedoch scheint die Kategorie des von Paul de Man praktizierten *close reading* angemessener; ein Verfahren, das sich bereits mit dem *New Criticism* in der Literaturwissenschaft etabliert hatte (vgl. Brumm 1966).

Relation organisiert. Dieses semiologische Verständnis bot im Gegenzug die Grundlage dafür, Weiblichkeit in Bezug auf das Zeichenmodell zu beschreiben, also als Signifikant, als prinzipiell vieldeutig etc., und Geschlechtsrollen anhand des Prozesses der Bedeutungskonstituierung zu bestimmen. So formulierte Felman in ihrer Balzac-Lektüre Geschlechtsrollen als Travestie – Verdrehung (frz. *travestir*) – von Bedeutung, in der erst der Anschein einer Referenz (einer vorausgehenden Geschlechtsidentität) erzeugt werde. Felman deutete den Text als eine Dramatisierung der konstitutiven Beziehung zwischen Transvestismus und Sexualität, in der der Zeichencharakter von Bekleidung, Geschlechterrollen und schließlich Geschlechtsidentität ausgestellt wird. Sexualität und Textualität überkreuzen sich hier. Beide werden als Verweisungszusammenhang von (Bedeutungs-)Differenzen aufgefasst, die konstitutiv aufeinander bezogen sind. Da beide durch das Funktionieren der Sprache bedingt würden, sei es möglich, »daß Geschlechter substituiert werden können, daß maskulin und feminin ausgetauscht oder travestiert werden können, weil Wörter substituiert, travestiert werden können.« (Felman 1992, 43).

Durch die Analogisierung von Zeichenkörper und Geschlechtskörper wurde also die Stabilität von Referenzbeziehungen und die Identität von Bedeutung in Frage gestellt. An die Stelle der Frage nach (dem Wesen) der Frau rückt die rhetorische Bestimmung des Weiblichen als Differenz im Text:

»If there is no literal referent to start with, no identity or essence, the production of sexual difference can be viewed as textual, like the production of meaning. Once we cease to see the origin of gender identity as biological or anatomical – as given – but rather as instituted by and in language, ›reading woman‹ can be posed as a process of differentiation [for which psychoanalysis provides a model].« (Jacobus 1986, 4)

Damit waren zwei Dinge gewonnen: Erstens die Umkehrung der reinen Negativitätsbestimmung des Weiblichen. Aus dem Mangel, Nichts etc. wurde nun die Affirmation der »immer schon« anwesenden Selbstdifferenz, eines weiblich bestimmten Störpotenzials in einer phallogozentrischen Ordnung.⁸⁰ Daraus resultierte zweitens eine Lesehaltung, eine kritische Position des Sprechens, die mit »weiblich« bezeichnet wurde. Sie meint eben jene rhetorische Lektüre, welche die Identitätskonstruktionen befragt, indem sie die Ambivalenz des Textes, die durch den Signifi-

80 An diese Sichtweise knüpft auch die Untersuchung von Christine Garbe (1992) an, die gegen eine eindimensionale feministische Rezeption von Rousseau »Die ›weibliche‹ List im ›männlichen‹ Text« aufzuweisen sucht.

kannten »Frau« hervorgerufen werde, »liest«. In diesem Kontext wurde die »weibliche« bzw. »feministische« Lektüre sowohl mit der psychoanalytischen Deutung wie der texttheoretischen Dekonstruktion gleichgesetzt. Darin erschien sie als die adäquatere Weise des Lesens, denn, im Unterschied zu »männlichen« Lektüren, die als identifikatorisches Lesen bestimmt wurde, werde die feministische Lektüre dem literarischen Text nicht nur gerechter, sondern reflektiere als symptomatische Lektüre der »männlichen« Rezeptionsweisen diese zugleich mit (vgl. Vinken 1992, 16ff, auch Culler 1988⁸¹).

Im Verlaufe der Diskussion um die feministische Dekonstruktion stellte sich allerdings die Frage des Selbstwiderspruchs, der wieder dem Konfliktmuster zwischen *Aesthetics* und *Politics* folgte: Konnte die Bestimmung des Weiblichen als Uneindeutiges, Dazwischen etc. an den Text verwiesen werden, oder sollte die nun gewonnene Einsicht in den Differenzcharakter nicht doch wieder wörtlich genommen werden, um zu einer minimalen positiven Bestimmung im Dienste der Frauenemanzipation zu gelangen? Andersherum gefragt, inwiefern konnten mit dem Ansatz der feministischen Dekonstruktion geschlechterpolitische Fragen beantwortet werden? Jutta Osinski betrachtete das Aufeinandertreffen von feministischen, politischen Ansprüchen und dekonstruktiven Theorem als unlösbaren Widerspruch:

»*Écriture féminine* und feministische Dekonstruktion sind in unlösbaren Widersprüchen befangen. Sie verstehen sich [...] als spezifisch feministisch, weil sie sprach- und kulturkritisch das politische Ziel der Frauenemanzipation verfolgen. Und sie postulieren im Sinne von Poststrukturalismus und Dekonstruktion, daß die Geschlechterdifferenz, die sie politisch als real voraussetzen, Effekt oder Auswirkung von Signifikationsprozessen sei. Um das Weibliche nicht als einen solchen Effekt verstehen zu müssen, siedeln sie es jenseits der symbolischen Ordnung an und bezeichnen es als das schlechthin Differente und Differierende. Das wiederum entspricht ganz den nichtfeministischen Positionen Lacans und Derridas und steht dem politischen Ziel der Frauenemanzipation im Wege. Aus diesem Dilemma führen nur Auswege, die sich als Sackgassen erweisen: Entweder wird das Weibliche re-essentialisiert, damit der politische Anspruch aufrechterhalten werde; oder man reflektiert den Widerspruch und folgt Lacan und Derrida theoretisch konsequent, damit der dekonstruktive Anspruch aufrechterhalten werde. Im ersten Fall erscheinen *écri-*

81 Cullers Taxinomisierung und Bewertung eines »Als Frau lesen« – so der Titel des entsprechenden Kapitels, in dem er drei unterschiedliche feministische Lesemodelle in seinem Einführungsband zur Dekonstruktion einem breiteren Publikum darstellt – wurde fast ebenso kontrovers diskutiert wie Derridas Texte. Auf diese Diskussion will ich hier nicht näher eingehen.

ture féminine und feministische Dekonstruktion als feministische Ideologien, die theoretisch anfechtbar sind. Im zweiten Fall wird das Feministische allenfalls zu einer außerhalb der Modelle liegenden Haltung oder Überzeugung, mit der man Lacan und Derrida liest; theoretische Abweichungen von den Vorbildern ergeben sich nicht mehr.« (Osinski 1998, 164f)

Diese Kritik formuliert pointiert die Problematik im Umgang mit Frau/Weiblichkeit bzw. der Geschlechterdifferenz, die zugleich als Voraussetzung und als Effekt des Symbolischen erscheint. Allerdings übergeht sie mit der puristischen Gegenüberstellung von »Feminismus« (verstanden als Vertreten des Anspruchs auf Emanzipation auf der Grundlage einer wie auch immer gearteten Bestimmung der Frau) und »Dekonstruktion« (als poststrukturalistische Literaturtheorie) wesentliche Anliegen, welche die unter »feministischer Dekonstruktion« zusammengefassten Autorinnen gerade in der Verknüpfung verfolgten. Felman formulierte dies als »doppelte Frage des Lesens sexueller Differenz und der Intervention sexueller Differenz im Akt des Lesens« (1992, 35). Das heißt, die sexuelle Differenz wird befragt, aber dadurch noch nicht suspendiert. Eben dieser ambivalente Status will sie in Frage stellen, ohne ihre Wirkungen zu leugnen. Bevor ich darauf weiter eingehe, möchte ich zunächst noch einen kurzen Blick auf die frühe Rezeption Derridas werfen. Seine Texte wurden tatsächlich in dem von Osinski formulierten Gegensatz von Feminismus *oder* Dekonstruktion verhandelt.

Derrida provozierte mit dem Text *Sporen – Die Stile Nietzsches* (Derrida 1986a) von 1972 sowohl vehemente Ablehnung wie auch Zustimmung, was nicht zuletzt durch die Polarisierung feministischer Strömungen im Text selbst hervorgerufen wurde. Sätze wie die folgenden riefen die Kritikerinnen auf den Plan:

»Der Feminismus ist das Verfahren, durch die Frau dem Mann, dem dogmatischen Philosophen, ähneln will, indem sie die Wahrheit, die Wissenschaft, die Objektivität fordert, das heißt zusammen mit der gesamten männlichen Illusion, auch den Kastrationseffekt, der ihr anhaftet. Der Feminismus will die Kastration – auch der Frau. Verliert den Stil.« (Derrida 1986a, 140)

Derridas Lektüre von Nietzsches Bestimmung des Weiblichen als »Wahrheit« bzw. als die »Nicht-Wahrheit der Wahrheit« (ebd., 135f) und letztlich – jenseits metaphorischer Zuschreibungen von Wahrheit oder Lüge – als dekonstruktive Bejahung, die als *Stil* oder *Schrift* bestimmt wurde, erschien selbst als eine weitere Männerphantasie. So etwa in der einflussreichen Kritik von Gayatri C. Spivak, in der sie die Be-

stimmung der zentralen Begrifflichkeiten der Dekonstruktion als weiblich – neben der *Bejahung* auch die *différance* – als Aneignung nach dem klassischen Muster des männlichen Autors versteht, der sich bzw. sein Schreiben, unter Verleugnung der Differenzen, als androgyn präsentieren möchte; der mit der Frage nach der Frau die eigene Selbstverschiebung anvisiert, und nicht etwa die Frage nach der Position eines weiblichen fragenden Subjekts (Spivak 1992, 203ff, 206). Zum Problem wurde in dieser Kritik, dass Frau und die Geschlechterdifferenz als irreduzibel gesetzt war, ohne dass dies plausibel erschien. Bettine Menke formulierte die Einwände im Nachhinein so:

»Feministische Theorie muß sich als Wi(e)derlektüre fragen, inwiefern sie als Theorie die Wiederholung der repräsentationslogischen Modelle, der spekulären Struktur der Erkenntnis, nach der die Opposition Männlich/Weiblich und ihre Pole konstituiert und konsolidiert sind, zu vermeiden in der Lage ist, und insofern auch nochmals nach der Möglichkeit einer Theorie, deren ›Subjekt‹ weiblich ist.« (Menke 1992, 456)

Damit war die von Osinski konstatierte Grenze feministischer Dekonstruktion erreicht, wonach mit der Bestimmung von Weiblichkeit als Metapher und Signifikanteneffekt ein weibliches Subjekt nicht mehr begründet werden konnte, sondern, wie bei Spivak, schlicht vorausgesetzt bzw. eingefordert wurde.

Drucilla Cornell wies in ihrer späteren Derrida-Lektüre einen anderen Weg. Auch sie argumentierte für die Beibehaltung der sexuellen Differenz, führte die Irreduzibilität allerdings nicht auf ein ominöses Außer-Symbolisches zurück, sondern argumentierte mit Derrida für eine immanente Begründung. Irreduzibilität ergibt sich demnach allein aus der symbolischen Position zum *Phallus* (im Sinne Lacans als Zentrum der Bedeutungsstiftung). Darüber läßt sich der Widerspruch auflösen: Die Geschlechterdifferenz kann sowohl als Signifikanteneffekt verstanden als auch als »real« vorausgesetzt werden, insofern es das Symbolische ist, welches die Wirklichkeit performativ bestimmt: »Das Gesetz des Vaters gibt sich selbst ein Dasein als Realität, doch seine Macht besteht allein in seiner Performanz.« (Cornell 1992, 293). Unter Berufung auf Derrida läßt sich daraus auch eine positive Perspektive auf Veränderung gewinnen, insofern die Strukturen des Symbolischen zwar als gegeben gelten, aber (anders als bei Lacan) sehr wohl einer historischen Veränderung unterliegen.

Ein weiterer Kritikpunkt ist damit noch nicht entkräftet, und dies betrifft die schon für nicht-feministische Texte beanstandete Monotonie dekonstruktiver Lektüren (vgl. Kap. II.6, 2. Abschn.), die auf ihre Zir-

kelhaftigkeit zurückgeführt wird.⁸² Tatsächlich enden Lektüren ganz unterschiedlicher Texte mit dem, womit sie begonnen hatten, und dies ist im feministischen Kontext das Motiv von *Weiblichkeit als Differenz*. Insofern mit der Textlektüre das Wirken der binären Struktur des Symbolischen aufgespürt werden soll, ist eine solche Wiederholung nicht verwunderlich, wird das Konzept der symbolischen Ordnung doch nicht in Frage gestellt. Dieses Primat des Kulturellen vor dem spezifischen literarischen Text war aber, wie Osinski zeigte, nicht dazu angetan, das Prestige feministischer Literaturwissenschaft zu befördern (1998, 175).

Was innerhalb der feministischen Diskurse jedoch zu einem vielgestalteten Anknüpfungspunkt wurde, war die darin enthaltene konstruktive Bestimmung der Geschlechtsidentität. Derrida leitete ihn aus seiner Nietzsche-Lektüre ab:

»Es gibt also keine Wahrheit an sich, des Geschlechtsunterschieds an sich, des Mannes oder der Frau an sich; im Gegenteil, die gesamte Ontologie setzt voraus und verbirgt diese Nicht-Entscheidbarkeit, deren Nachprüfungs-, Aneignungs- und Identifizierungseffekt, deren Effekt der Identitätsverifikation sie ist.« (Derrida 1986a, 152)

Gegen eine erneute Bedeutungsfixierung des Weiblichen als Nicht-Entscheidbarkeit wurde geltend gemacht, dass Derrida eben diese Mechanismen in seinem Aufweis der Allegorisierung des Weiblichen deutlich mache (Cornell 1992, 288). Die Nicht-Festlegung verstand Cornell als die Möglichkeit der Öffnung gegenüber einem strikt gedachten Symbolischen und seinen begrenzten Positionen für das Weibliche (als Mangel oder Nichts, vgl. ebd.). Die Öffnung geschieht nun nicht auf das Imaginäre, Vorsymbolische hin (wie bei Cixous, Irigaray oder Kristeva), sondern gemäß des derridaschen Denkens des »Draußens« als »Drinnen« (vgl. Kap. II.2, 4). Das heißt, als Bruch im Symbolischen, die als »Einfaltungen« oder »Invaginationen« figuriert sind.⁸³

82 Eine solche Kritik äußerten etwa Lindhoff (1995, 105), Garbe (1992, 34).

83 »Derrida demonstriert die Kontamination des Gesetzes des Vaters von innerhalb, von daher, wie es das Weibliche verdrängen würde. Deshalb ist das Weibliche – als das verdrängte Andere – irreduzibel auf das, was zu sein es angeblich designiert/bezeichnet ist – den Mangel, der innerhalb des Symbolischen signifiziert –, weil diese Designierung/Bezeichnung eine Abwehr ist.« (Cornell 1992, 293) An der erneuten weiblichen Metaphorisierungen des dekonstruktiven Mechanismus («Invagination») stört sich Cornell – im Unterschied zu Spivak, Irigaray u.a. – jedoch nicht. Derrida verteidigte dies als eine im philosophischen Feld der Schein-Neutralität als notwendige »resexualisation«, die jedoch keineswegs bei der Metaphorisierung stehen bleiben wolle, sondern die Anatomie der sexuelle Differenz dekonstruiere (vgl. Derrida/McDonald 1985, S.181).

Derridas Anliegen erscheint in der Lektüre Cornells also nicht als Fortsetzung, sondern als Bruch mit der Aneignungstradition des Weiblichen in der Frage nach dem »Sein« der Frau, indem diese Frage selbst zurückgewiesen werde. Explizit tat Derrida dies in dem Interview *Choreographies* mit Christie McDonald, das Cornell ebenfalls zur Verteidigung Derridas gegenüber dem Vorwurf zitierte, er selbst würde Weiblichkeit mit Nicht-Wahrheit etc. gleichsetzen. Tatsächlich machte Derrida hier deutlich, dass er »Wahrheit« oder »Frau« und »Weiblichkeit« nicht für einen »bewohnbaren Platz« halte: »It [= a recognition of the places, d.V.] should rather permit the invention of an other inscription, one very old and very new, a displacement of bodies and places that is quite different« (Derrida/McDonald 1985, 171). Derrida sprach von der Notwendigkeit »to invent incalculable choreographies« (ebd., 185) – »Tänze« im Dienste einer Verschiebung (*displacement*) der Geschlechterdualität. Erscheint das Interview einerseits als eine Art Versöhnungsangebot an den Feminismus, das klarstellte, dass es Derrida nicht um eine grundsätzliche Ablehnung feministischer Anliegen ging, so polarisierte es andererseits, indem es erneut eine Abgrenzung zwischen Identitäts-orientiertem Feminismus und Geschlechter-dekonstruktiven Strategien forderte – und sich wie selbstverständlich auf der »richtigen« Seite verortete (vgl. dazu auch Hof 1995, 201).

Nichtsdestotrotz setzten die Texte Derridas wichtige Impulse auch in Hinblick auf das Thema der Travestie/Parodie. Die Bestimmung von Weiblichkeit als Travestie (oder auch Hysterie), als Maskerade oder Parodie waren wichtige Topoi der Diskussionen in den literatur- und kunsttheoretischen Debatten der 80er/Anfang 90er Jahre, um den phantasmatischen Charakter des Geschlechts und der Positionen, die an die sexuelle Differenz geknüpft sind, darzustellen. Dabei fand eine Umwertung der Motive statt. Die Maskerade war (ebenso wie die Hysterie) in ihren psychoanalytischen Ursprüngen eher negativ konnotiert: Bei dem wiederentdeckten Aufsatz von Joan Riviere (1929/1994) erscheint die weibliche Maskerade als eine Überlebensstrategie von Frauen; Lacan (1975b, *Die Bedeutung des Phallus*) nimmt sie auf unter dem Vorzeichen von Melancholie und Mangel. In der Folge wurde sie sowohl als Erklärungsmuster für erzwungenes Rollenverhalten herangezogen, insofern die Maskerade »Weiblichkeit« als das Entfremdete, Uneigentliche der Frau« im »Wertesystem des Mannes« bezeichne (Weissberg 1994, 13, unter Bezug auf Irigaray).

Die Maskerade wurde aber auch, wie oben bei Felman die *Travestie*, als Metapher für den konstruierten Charakter von Geschlecht schlechthin verwendet. Radikalisiert werde im Verständnis der Geschlechter(rollen) als Travestie, so die Einschätzung Menkes, das Konzept der

Mimesis als »mimische Nachahmung ohne Imitation«, als »Referenz ohne Referenten« (1992, 449). Das *Echo*-Motiv erscheint auch hier wieder, nun in einer erweiterten Version, als Verschiebung in der Wiederholung nicht nur des Sprechens im engeren Sinne, sondern des gesamten symbolischen Auftretens. Für *Echo* hieße das, dass sie nicht auf die Selbstaufgabe verwiesen bliebe, sondern den Prozess der symbolischen Zuschreibung zur Darstellung – und zur Verwirrung – bringen könnte. Vinken sah die Qualität des Konzeptes der Travestie nicht nur darin, dass es dazu beitrage, »die Naturalisierung der symbolischen Ordnung in Anatomie zu zersetzen« (Vinken 1992, 26f), sondern auch darin, dass es eine positive Alternative zur einfachen Bestimmung des Weiblichen als Differenz bot: »Die Frage, wie aus der bloßen Geste der bloßen Differenz herauszukommen ist, kommt in der Travestie der Geschlechter, der literarisch raffinierten Re-figuration des in der Defiguration bloßgestellten Wahns des einen mit sich selbst identischen Geschlechts zur Anschauung.« (ebd.)

Die Refigurationen fielen unterschiedlich aus. Während Derrida perspektivisch den »alten Traum« von der Geschlechterpluralität (»desire for a sexuality without number«, »the ›dream‹ of the innumerable«, Derrida/McDonald 1985, 184) anvisierte, fiel im feministischen Kontext der Abschied von dem Postulat der unhintergehbaren Geschlechterdifferenz nicht so leicht. Drucilla Cornell forderte daher, auf der Grundlage des derridaschen Begriffs von Weiblichkeit als *Stil*, aber gegen Derridas ablehnender Haltung gegenüber erneuten Identifizierungen, eine Strategie der »Re-Stilisierung« von Frau und Weiblichkeit ein (Cornell 1992, 296):

»[...] ich [...] bestehe [darauf], daß wir von innerhalb der sexuellen Differenz ausgehen müssen, und genauer, daß wir das Weibliche durch das Wieder-Erzählen und die Re-Metaphorisierungen des Mythos affirmieren müssen. Wenn wir die breite Intervention der Macht der Refiguration durch Mythos, Metapher und, in der Tat, durch Phantasie und Fabel nicht zulassen, so kann es uns passieren, daß wir an der Ablehnung des Weiblichen teilhaben. Wir müssen in der gleichen Zeit, in der wir versuchen, aus der Geschlechterhierarchie auszuweichen, [...] die Komplizenschaft mit den Mechanismen einer patriarchalen Gesellschaft vermeiden, die nicht anders kann, als den Wert des Weiblichen zu verleugnen.« (Cornell 1992, 313)

Ihre affirmative Strategie erscheint als Literalisierung des derridaschen Begriffs von Weiblichkeit als *Stil*, die der fixierenden Identifizierung nicht mit Vermeidung, sondern, im Sinne de Beauvoirs, mit pluralen Gegen-Identifizierungen begegnen will. Die sexuelle Differenz erscheint

auch hier als unhintergebar, inhaltlich muss sie jedoch immer wieder, und zwar im feministischen Sinn, gefüllt werden.

Eine weitere Wendung ins Konkrete zeigte sich mit Marjorie Garbers Ausführungen zum *Cross-Dressing*, wo sie – in diesem Punkt an Felman erinnernd – die kulturelle Erscheinung des Transvestiten mit den psychoanalytischen Konzepten der Maskerade (und des Fetisches) in Verbindung brachte (Garber 1992). Das thematische Feld, das Maskerade und Travestie, Parodie und Hysterie umspannt, brachte zahlreiche Lektüren hervor, in denen die Konzepte ausgearbeitet und zum Teil auch recht widersprüchlich verwendet wurden.⁸⁴ Auch wenn man sie, wie Vinken, als Erweiterung des Differenz-Konzeptes betrachtet, so wurden die grundsätzlichen Probleme der Positionierung nur verschoben: Sollte Weiblichkeit als Maskerade/Travestie rhetorisch gelesen werden, so blieb zur Bestimmung des Weiblichen »Uneindeutigkeit«, wurde sie wortwörtlich gelesen, so erfuhr sie den Vorwurf der »Essentialisierung« einer positiv verstandenen Differenzqualität.

Figuralität und das Problem des »Repräsentationalismus«

Unter den bisher geschilderten poststrukturalistischen Annahmen der symbolischen Konstruktion der Geschlechter ergeben sich zwei unterschiedliche Ansätze zur Veränderung der symbolischen Voraussetzungen, über die eine wirkungsvolle Sprechposition gewonnen werden sollte. Sie lassen sich zunächst einmal als vorwiegend negative und vorwiegend positive Strategien betrachten und sollen hier noch einmal systematisch anhand weiterer wichtiger Autorinnen dargestellt werden.

Zunächst zur negativen Strategie: Sie bestand darin, die Frage nach »der Frau« zur Frage nach der Konstruktion von Differenz zu verschieben – ohne sie mit einem positiven Konzept von Differenz, Frau und Weiblichkeit etc. zu füllen. Im Einklang mit Felman forderte auch Mary Jacobus solche Lektüren, die dem symbolischen Verhältnis von Weib-

84 Siehe zur psychoanalytischen Diskussion den Sammelband *Weiblichkeit als Maskerade*, hg. von Liliane Weissberg (1994). Weissberg weist in ihrer Einleitung auf die breite und z.T. gegenteilige Verwendung des Begriffs hin: »es scheint beinahe, als ob die Attraktivität des Konzepts der Maskerade in seiner Offenheit zu suchen ist« (ebd., 12). Siehe zur Entfaltung der Konzepte auch das Vorwort des Sammelbandes »Maskeraden: Geschlechterdifferenz in der literarischen Inszenierung« (Bettinger/Funk (Hg.) 1995). Zum ideologiekritischen Gebrauch der Parodie, das mit Bachtins Konzept des Karnevals zusammengebracht wird, siehe Russo (1986). Siehe zur kritischen Betrachtung insbesondere des Motivs der Hysterie Lindhoff (1995, 150ff). Sie kritisiert, dass in der »Glorifizierung der Hysterie als »Maskerade ohne Identität«« (ebd., 156) die Ich-Suche und das Leiden an der Nicht-Identität verleugnet werde.

lichkeit und Differenz und den daraus resultierenden Verunsicherungen nachgehen, anstatt im weiblichen Lesen eine genuine Differenz voraussetzen: »The difference (of view)« which we look for in reading woman (reading) is surely nothing other than this disclosure, this discomposition, which puts the institution of difference in question without erasing the question of difference itself.« (Jacobus 1986a, 24). Schon früh warnte sie allerdings vor einer weiblichen Metaphorisierung von uneindeutigen, unnennbaren Phänomenen. In ihrem weit rezipierten Text *Is There a Woman in This Text?* (Jacobus 1986b, orig. 1981) kritisierte sie eben jene Praktik, die sie nicht nur bei Freud, sondern auch in der *Écriture Féminine* ausfindig machte, nämlich dasjenige, was im Text als lückenhaft und unbestimmt erscheine, als »weiblich« zu benennen. Originellerweise formulierte Jacobus ihre Kritik nicht im verbreiteten Essentialismus-Schema, sondern sprach von »representationalism« (Jacobus 1986b, 109), womit sie auf das grundsätzliche Dilemma der Repräsentation von Frau und Weiblichkeit verwies. Repräsentationalismus meint hier ein Begehren nach Darstellung, das nach zwei Seiten zugleich hin erfüllt wird: Indem einem nicht dargestellten Weiblichen eine Repräsentation gegeben wird (»to be located in the gaps, the absences, the unsayable or unrepresentable of discourse and representation«, ebd.) erhalten eben diese »unheimlichen« Textphänomene selbst auch eine Darstellungsform, nämlich als weibliche Allegorie. So kam Jacobus zu dem Schluss, dass die Idee des Körper-Schreibens einen ähnlichen reduktionistischen Effekt auf die Vielfalt des (literarischen) Textes hat wie wortwörtliche Lesearten: »Not essentialism but representationalism is the French equivalent of Anglo-American empiricism – an alternative response to the indeterminacy and impenetrability of theory.« (Ebd.)⁸⁵

Versteht man feministisch-dekonstruktive Lektüren auf diese Weise als das Anliegen, Differenz und Weiblichkeit als fixierenden Ausdruck eines bestimmten Repräsentationsbegehrens aufzuweisen, erscheint die Kritik von Osinski, sie stünden emanzipatorischen Anliegen im Wege,⁸⁶ als entschieden zu kurz gegriffen. Gerade die Befragung nicht nur der Inhalte, mit denen Weiblichkeit symbolisch besetzt ist, sondern auch ihrer »Bildfunktion« (Eiblmayr 1989), also die phantasmatische Besetzung des weiblichen Körpers als Bildträger, bot einen produktiven Ansatz-

85 »Theory« meint hier die poststrukturalistische Reflexion auf die Selbstbezüglichkeit von Sprache. Die Verallgemeinerung des Begriffs der Texttheorie geht auf Paul de Man zurück und war im US-amerikanischen Kontext weit verbreitet.

86 »Auffällig ist: Wo die Dekonstruktion ernstgenommen und in ihren theoretischen Implikationen reflektiert ist, wird der Feminismus zum Problem.« Osinski 1998, 165, und s.o., langes Zitat.

punkt vielfältiger Literatur- und Kunstanalysen. Sie präsentierten sich als unhintergehbare Voraussetzung für eine eigene Sprechposition.

Tatsächlich aber blieb ein solches Vorgehen insofern unbefriedigend, als es auf die Frage nach der eigenen Positionierung, nach dem Verhältnis von »weiblichem Lesen« und eigenem Sprechen für die feministische Theorie keine Antwort gab.⁸⁷ Auch die zugrundeliegende Frage nach der Referenz wurde in zahlreichen, höchst detaillierten und kenntnisreichen Lektüren kanonischer wie marginaler Texte eben als Textproblem aufgewiesen, nicht aber pragmatisch beantwortet.⁸⁸

Um dem Problem der Selbst-Benennung abzuhelpen, wurden aus den poststrukturalistisch-dekonstruktiven Vorgaben unterschiedliche positive Strategien abgeleitet. Was sie eint, ist das Anliegen, Frau und Weiblichkeit in ihrer rhetorischen Funktion zur Darstellung zu bringen. Als Minimalkonzept läßt sich die Bestimmung von Frau als *Prosopopöie* verstehen, wie Bettine Menke es in Anschluss an Cynthia Chase formulierte. Prosopopöie, die rhetorische Figur des Verleihens eines »Gesichts«, einer »Stimme«, war, wie bereits erwähnt, eine der zentralen rhetorischen Grundfiguren Paul de Mans, mit der er den Vorgang der sprachlichen Identifizierung benannte.⁸⁹ Wie in Derridas Ausführungen zur Figur der *Katachrese* (siehe Kap. II.4) geht es hier um die Rückführung von Bedeutung nicht auf einen außersprachlichen Ursprung, sondern auf eine sprachliche Setzung. Chase (1992) nahm das in ihrer psychoanalytischen Lektüre auf, um die Hervorbringung von Sinneffekten und Redeinstanzen wie dem Weiblichen unter den Bedingungen von Identifizierung und Differenz zu befragen. Menke nun verallgemeinerte dies zu dem Schluss, dass »die Stimme der Frau« als sprachlich bestimmtes Phänomen eben eine solche Setzung sei, die nicht nur, als Träger von Differenz, zu Bedeutungsersetzungen führt, sondern ihr selbst ausgesetzt sei. Denn nicht nur in psychoanalytischen Texten werde Weiblichkeit vereinnahmt, sondern bei jedem Auftreten, eingeschlossen der feministischen Suche nach einer solchen Stimme. So bleibt zwischen den Eigenbewegungen des Textes und emanzipationspolitischen Ansprüchen tatsächlich ein Dilemma: »Die Stimme der Frau kann nicht Prosopopöie sein und kann doch nichts anderes als eine solche sein.« (Menke 1992, 464). Im Unterschied zu der Haltung Osinski geht es hier

87 Auch die Berufung auf die (foucaultsche) Diskursanalyse, die in den späteren Gender-Studies immer weitere Verbreitung fand – und von Osinski als produktive Alternative zur Dekonstruktion angeführt wird – konnte dieses Problem nicht lösen; die Reflexion der eigenen Sprechposition bleibt auch hier unbefriedigend (siehe Kapitel II.6. 2. Abschn.).

88 Reflexionen des »Wie-zum-Sprechen-kommen« zwischen identifizierender und dekonstruktiver Rede z.B. bei Johnson (1980), Chase (1992).

89 Siehe Kap.II.5, erster Abschnitt.

nicht um die Vermeidung der auftretenden Widersprüche zwischen ethischen und ästhetischen Forderungen, sondern um einen Umgang mit den Bewegungen von Bedeutungssetzung und -aufhebung, die hier als unhintergebar gelten. Nicht alle konnten jedoch dies umstandslos zur produktiven Strategie erklären, wie es dann Judith Butler tat (s. Kap. IV.1). Zunächst ging es vielmehr noch darum, überhaupt zur Setzung von Bedeutung zu gelangen.

Die Texte der Literaturwissenschaftlerin Barbara Johnson machen das Ringen um eine Verknüpfung von Ethik und Rhetorik besonders anschaulich. Sie wurde bekannt als Vertreterin dekonstruktiver Literaturwissenschaft an der *Yale*-Universität wie als Kritikerin des *Male Yale*, wie die Vorherrschaft männlicher Theoretiker benannt wurde (Moi 1988). Zugleich läßt sich die Verschiebung ihrer Lektüreansätze auch als Bestätigung von Osinskis Behauptung der Unvereinbarkeit dekonstruktiver und feministischer Vorgehensweisen lesen. Johnson veröffentlichte drei Sammelbände, die ihren Umgang mit dem Problem der Differenz dokumentieren: *The Critical Difference* (1980), *A World of Differences* (1987) und *The Feminist Difference* (1998). Der erste Band enthält eine Sammlung dekonstruktiver Lektüren, die sich literarischen Texten ebenso wie dekonstruktiven (von Paul de Man, Derrida oder Lacan) widmen. Ihr Ziel ist das genuin dekonstruktive Anliegen des Aufspürens von internen Differenzen zur Dekonstruktion von Binarismen und zur Aufdeckung der »unseen motivation force behind the very deployment of meaning« (Johnson 1980, xii). Das im Titel angedeutete aufklärerische («critical») Interesse richtete sich hier ausschließlich auf die Bewegungen im Text. Mit dem zweiten Sammelband erweitert Johnson dieses Interesse explizit auf die Verknüpfung von Texten mit ihrem institutionellen Kontext. Gegenstand der Lektüre sind hier nicht nur kanonische Texte, sondern auch solche, die im universitären-wissenschaftlichen Kontext marginalisiert sind. Ein besonderes Augenmerk erhalten hier die Kategorien *gender* und *race*. Zwar wollte Johnson dies nicht als Fortschritt »from deconstruction to feminism« verstanden wissen, wie es im Vorwort heißt (Johnson 1987, 4). Faktisch aber wird erst hier, wie sie selbstkritisch anmerkte, die Geschlechterdifferenz zum Thema ihrer Lektüren. Der dritte Band schließlich trägt den Feminismus nicht nur im Titel, sondern befasst sich mit feministischen Sujets, wie sie seit Ende der 80er Jahre in den Diskursen des *Third-World-Feminismus* oder der *Lesbian/Queer-Studies* formuliert wurden. Gegen die Infragestellung des Begriffs des Feminismus in den 90ern setzte Johnson ihn hier als bewusste Stellungnahme.

Was die Lektüren Johnsons verbindet, ist die kritische Frage nach dem Setzen von Differenzen. Im Vorwort zu »A World of Differences«

wird eine Doppelstrategie beschrieben, mit deren Hilfe Johnson die Dekonstruktion von Binarismen vom Bereich des literarischen oder philosophischen Textes auf andere soziale Bereiche übertragen will:

»The essays in this book are united by a common aim [...]. They all attempt [...] to transfer the analysis of difference (as pursued in such studies as my earlier book, *The Critical Difference*) out of the realm of linguistic universality or deconstructive allegory and into contexts in which difference is very much at issue in the ›real world‹. This book begins, in other words, from two different starting points at once: (1) a reading strategy designed to uncover the workings of ›differences within‹ and (2) a subject matter that asks the question of difference *as if* ›differences between‹ had referential quality.« (Johnson 1987, 2)

Deutlich wird der politische Anspruch, den Johnson an die Dekonstruktion knüpfte. »What are the political consequences of the fact that language is not a transparently expressive medium?« (ebd., 7) formuliert sie ihre Leitfrage und das zentrale Anliegen »to demonstrate that political issues can be structured like, and by, the contours of figurative language« (ebd., 6). Deutlich wird aber auch zugleich, dass die kritische Wirkung nicht allein der performativen Macht des Textes zur Selbstdekonstruktion überlassen wird, sondern offenbar der expliziten Hinweise bedarf. Im Unterschied zu Derrida, der die Kritik an Institutionen wie selbstverständlich als Teil der Dekonstruktion verstand (s. o., Kap. II.6, dritter Abschn.), erschien bei Johnson nicht nur der Einbezug von Text *und* Kontext erklärungsbedürftig.⁹⁰ Darüber hinaus sah sie den politischen Anspruch erst dann eingelöst, wenn der sozio-historische Bezug etwa der Geschlechterdifferenz gewahrt bliebe.⁹¹ Johnson versah diese mit dem Status des *Als-ob* (»*as if* ›differences between‹ had referential quality«, ebd., 2), was als Versuch gesehen werden kann, den von Osinski beschriebenen Widerspruch zwischen der Dekonstruktion der Geschlechterdifferenz und seiner im politischen Sinne für notwendig erachteten Voraussetzung wenn schon nicht zu lösen, so zumindest abzu-

90 Und zugleich als Differenz (die sie dann ebenfalls einer dekonstruktiven Lektüre unterzieht) existent. Im Unterschied ging es Derrida darum, die Grenze von vornherein zu destabilisieren, weshalb er auf eine metareflexive Erklärung verzichtete.

91 So heißt es hierzu: »To say, for instance, that the difference between man and woman is an illusion created by the repression of differences within each may to some extent be true, but it does not account for the historical exclusion of women from the canon. Jacques Derrida may sometimes see himself as philosophically positioned as a woman, but he is not politically positioned as a woman.« (Johnson 1987, 2).

mildern. Ein solches Vorgehen ermöglicht immerhin eine pragmatische Verwendung von »Frau« und »Weiblichkeit«, ohne die sich dadurch ergebenden Referenzprobleme zu ignorieren. Die Namen erscheinen sozusagen in Anführungszeichen, ein Hinweis auf ihren Status als Signifikant – und nicht wortwörtlich, wie in den bislang dargestellten Literalisierungsstrategien.

Johnson erprobte unterschiedliche Anwendungen dieser *Als-Ob*-Strategie mit ihrer Übertragung dekonstruktiver Theoreme auf »soziale« Phänomene. In dem Essay *Apostrophe, Animation, and Abortion* (Johnson 1987a) ging sie der Frage nach, ob es einen inhärenten Zusammenhang zwischen bestimmten rhetorischen Figuren und einer »Politik der Gewalt« gibt: »[...] can the very essence of a political issue – an issue like, say, abortion – hinge on the structure of a figure? Is there any *inherent* connection between figurative language and questions of life and death?« (Johnson 1987a, 184).

Johnson nahm eine rhetorische Figur, die *Apostrophe*, zum Angelpunkt ihrer Lektüre, die zum einen die Kontroverse um den legalen Schwangerschaftsabbruch befragte, zum anderen verschiedene lyrische Texte auf das Motiv des (verlorenen) Kindes, Mutterschaft und Künstlertum untersucht. Johnson versteht die *Apostrophe* als eine rhetorische Figur der indirekten Anrede – indirekt, insofern die Anrede einem Abwesenden oder Unbelebten gilt –, welche die Wirkung der Verlebendigung und Anthropomorphisierung ausübt, und damit, wie Johnson schreibt, eine Figur des Bauchredens sei: »Apostrophe is a form of ventriloquism though which the speaker throws voice, life, and human form into the addressee, turning its silence into mute responsiveness.« (ebd., 185). Johnson übertrug diese Struktur der Verlebendigung zunächst auf die Kontroverse zwischen *pro-choice* und *pro-life activists* um den Status des Ungeborenen und kam dabei zu dem Schluss, dass sie rhetorisch bereits vorentschieden sei: »Because of the ineradicable tendency of language to animate whatever it addresses, rhetoric itself can always have already answered ›yes‹ to the question of whether a fetus is a human being.« (ebd., 191). Vor diesem Hintergrund gewinne auch, wie Johnson argumentiert, die dekonstruktive Strategie, die letztliche Unentscheidbarkeit von Bedeutungsstiftung zu erweisen, an politischem Gewicht. Denn in diesem Fall könnte sie begründen, weshalb eine einmal gesetzte Entscheidung stets Ungerechtigkeit hervorriefe:

»It is often said in literary-theoretical circles, that to focus on undecidability is to be apolitical. Everything I have read about the abortion controversy in its present form in the United States leads me to suspect that, on the contrary, the

undecidability is the political. There is politics precisely because there is undecidability.« (Johnson 1987a, 193f)

Die Übertragung der rhetorischen Figur der verlebendigenden Anrede ergibt eine interessante Lektüre sowohl der Struktur und der Unauflösbarkeit der Debatte als auch des unterschiedlichen Umgangs der untersuchten weiblichen und männlichen Autoren im Umgang mit dem Thema des (toten, verlorenen) Kindes und der Gleichsetzung von lyrischem Werk und Kind. Die Apostrophe avanciert bei Johnson schließlich zu einer Redefigur, die nicht nur lyrisches Sprechen generell ermöglicht. Sondern sie schafft auch, in einer spiegelbildlichen Wendung, eine Sprechposition für Lyrikerinnen, wie sie anhand der Gedichte von Anne Sexton oder Lucille Clifton zeigt, in denen es direkt um den Schwangerschaftsabbruch geht. Diese Position, die sich aus der fiktiven Rede des Anderen ergibt, erweist sich allerdings als eine unsichere, gesplittete: »The question of who is addressing whom is once again unresolved« (ebd., 194).

Die These einer »inhärenten Verbindung« zwischen der rhetorischen Figur der Apostrophe und den thematisierten Phänomenen um Leben und Tod erscheint allerdings zweifelhaft und selbst als ein Ausdruck von Bauchrednerei. Denn durch Johnsons programmatisch durchgeführte buchstäbliche Lektüre der verlebendigenden Anrede fällt eben jene Kluft des Als-Ob weg, welche eine simple referentielle Identifizierung vermeiden sollte. Mit dem Effekt, dass die Ergebnisse von Johnsons Lektüre der gewählten rhetorischen Figur geschuldet scheinen, nicht aber den untersuchten Gegenständen selbst. So erscheint diese Strategie, sich rhetorischer Figuren zu bedienen, um zum Sprechen zu kommen, als ambivalent: Einerseits schafft sich Johnson über die Apostrophe eine Position des Sprechens. Diese erscheint zwar nicht mehr, wie die bei Felman verwandte Parabase, als ein positives Modell für ein »weibliches Sprechen«, ⁹² aber sie eröffnet eine kritische Perspektive auf politische wie poetische Phänomene und ihre Verschränkung. Andererseits erscheint eben jene Verschränkung als eine nachträgliche Konstruktion; die Beschränkung auf eine einzige Figur die in der Folge der Lektüre zudem um diverse Eigenschaften bereichert und schließlich zur Rhetorik schlechthin verallgemeinert wird als fragwürdig.

92 Ganz im Gegenteil bestimmte Johnson die verlebendigende Anrede im Sinne des von Lacan beschriebenen frühkindlichen Anspruchs und schließt mit dem Kommentar: »Rhetorical, psychoanalytical, and political structures are profoundly implicated in one another. The difficulty in all three would seem to reside in the attempt to achieve a full elaboration of any discursive position other than that of child.« (Johnson 1987, 199).

Zusammenfassend läßt sich konstatieren, dass die *Echo*-Strategie mimetischer Rede, wie sie in diesem Kapitel vorgestellt wurde, letztlich ambivalent bleibt. Ihr Ausgangspunkt war, vom Inneren des Sagbaren auszugehen, um dessen Grenzen aufzuweisen. Den Blick auf das Wirken der Sprache, ihre performative Seite, gerichtet, sollte der dekonstruktive Gestus demonstriert werden, der sich dagegen wandte, »Zeichen ›wesentlich‹ zu machen« (Vinken 1992, 17). Dies wurde sowohl ideologiekritisch (im weiteren Sinne) vorgebracht, das heißt, explizit als Kritik an Auslassungen, die durch das Geschlechterschema der symbolischen Ordnung hervorgerufen wurden – die »weibliche Differenz« bei Greenberg oder Felman, bei Irigaray und Cixous; das »Semiotische« bei Kristeva –, als auch unter rhetorischem Vorzeichen so umformuliert, dass die vermeintlich eindeutige Referenzbeziehung in Frage gestellt war. Die Kehrseite zeigt sich in der beständigen Suche nach (sprachlichen) Verkörperungen von Frau und Weiblichkeit – sei es als Differenz, Unsagbares, als *Travestie* oder als rhetorische Figur der *Metapher*, der *Metonymie* oder der *Prosopopöie*.

Als entschieden negativ treten die Vorgehensweisen dabei nicht in Erscheinung, insofern eine letztendliche *Bedeutungsauflösung* von »Frau« oder »Weiblichkeit« (oder der sexuellen Differenz), zumeist nicht anvisiert wurde, sondern eine *Bedeutungsverschiebung*. Noch die radikalste Bestimmung von Weiblichkeit als aporetische Unentschiedenheit zwischen einem literalen und einem figuralen Status, wie sie in rhetorischen Lektüren praktiziert wurde, erscheinen, wenn nicht reallegorisiert, zumindest auf die Frage nach einer Re-Allegorisierung hin aufgelöst.⁹³ Diese müssen jedoch nicht umstandslos in rein positive Strategien münden, die dann wieder dem Risiko des Repräsentationalismus ausgesetzt sind, also der erneuten Fixierung von Bedeutung, um dem, was als Unnennbar gilt, einen Namen zu verleihen – sei es dem Text oder dem Subjekt. Cornell gab als (dekonstruktive) Leitlinie die Unterscheidung an zwischen einem »Utopismus des ›Weiblichen‹ als einer ›Erlösungsperspektive‹, die der Figur des Weiblichen durch die Metapher einen Körper verleiht« (1992, 297). Dem stellte sie die ethische Haltung Derridas gegenüber, die Affirmation, die auf den »Ruf des Anderen« ausgerichtet ist (vgl. Kap.II.6, 3. Abschn.), und übertrug sie auf die weibliche Differenz als Zukunftsprojektion im Namen eines »dekonstruktiven Utopismus, der den Anspruch der sozialen Realität aufbricht, uns im Namen dessen einzusperren, was nicht in den Blick genommen werden kann, weil es jenseits der Repräsentation ist.« (Ebd.)

93 Noch bei Chase und Menke, die jeglicher Remetaphorisierung vorsichtig gegenüberstehen, vgl. Menke, 1992, 449f.

Die Alternative wäre hier also die Öffnung und Vervielfältigung von Bedeutung, wie sie etwa die von Jacobus oder auch Johnson formulierte reine Frage nach der Differenz vorsah, um offene/blinde Flecke der Repräsentation aufzuweisen. Zumindest bei Johnson ließ sich aber auch beobachten, wie die affirmative Haltung gegenüber dem Nichtdargestellten/Nichtdarstellbaren (hier bezogen auf Gewalt und Tod) letztlich doch in eine Literalisierung mündete und eine Gestalt (die Apostrophe) zugewiesen bekam.

Die Frage nach der Literalisierung und ihren Wirkungen bleibt für alle dargestellten Ansätze relevant. Bei Cixous, Irigary und Kristeva erscheint das Wörtlich-nehmen von Weiblichkeit als Text durch die forcierte Verschränkung nahegelegt, mit der nicht nur eine Analogie gesetzt wird, sondern imaginäre Textbestandteile ausfindig gemacht werden, die als Transsubstantiation eines Weiblichen ausgelegt werden können. Damit wird zwar eine Sprech/Artikulationsposition geschaffen – sei sie unmittelbar gedacht (Cixous), mittelbar (Kristeva) oder zukünftig (Irigary). Im Gegenzug wurde Weiblichkeit jedoch auf das Imaginäre und das Körperliche festgelegt. Die genannten US-amerikanischen Theoretikerinnen bewahrten sich davor mit dem expliziten Rückgriff auf rhetorische Figuren, welche den Status von Weiblichkeit als Signifikant, also als symbolische Setzungen, klarstellten. Aber auch sie sind vor dem Vorwurf des Repräsentationalismus nicht gefeit, insofern nun ambivalente, unentscheidbare Momente des Textes über den Namen des Weiblichen repräsentiert werden. In Hinblick auf die Auswirkungen für den Weiblichkeitsbegriff läßt sich nochmal die Kritik von Modleski ins Gedächtnis rufen, die vor den Folgen der wiederholenden, mimetischen Rede warnte, insofern sie ebenso – statt einen bedeutungsverschiebenden Effekt – eine bedeutungsstabilisierende Wirkung zur Folge haben könne, wodurch Weiblichkeit tatsächlich als das erscheint, als was es signifiziert wird – also weiterhin als Mangel, Differenz etc. Literalisierung, das Wörtlich-nehmen dessen, was Gegenstand der Kritik ist, wäre hier ein unerwünschter, aber unkontrollierbarer, Effekt. Die Formulierung von Frau und Weiblichkeit in rhetorischen Figuren hat aber auch, so viel läßt sich zumindestens sagen, Sprechpositionen ermöglicht, über die sich die Funktion des Weiblichen als Allegorie ausstellen ließ – aufgehoben war sie damit noch nicht.

Auf dieses Ergebnis der Unhintergebarkeit von Allegorisierung zielen Strategien der Remetaphisierung oder »Restilisierung«. Wie im folgenden Kapitel gezeigt werden soll, wurden sie unter einer neuen theoretischen Ausrichtung ab Ende der 80er wieder attraktiv.

6. Technologien des Geschlechts: bildhafte Selbst-Praktiken

Im Folgenden sollen Ansätze vorgestellt werden, die sich in unterschiedlicher Weise darum bemühten, Einsichten über den sprachlichen Konstruktionscharakter des Subjekts mit einer positiven Strategie zur Konstituierung eines weiblichen (bzw. geschlechtlichen) Subjekts zu verbinden. Sie sind weniger an einem rhetorisch-strukturalen Verständnis in der Hervorbringung von Bedeutung orientiert als vielmehr an der bildhaften Produktion von Bedeutung in Gestalt konkreter Figuren oder »Räume«. Auf theoretischer Ebene wird dazu eine Verknüpfung zwischen sprachorientierten (poststrukturalistischen bzw. hermeneutischen) Theoremen mit Ansätzen der Ideologiekritik und der Kritischen Theorie angestrebt. Die Ansätze von Teresa de Lauretis, Sigrid Weigel sowie Elspeth Probyn können daher als Bemühungen um einen »dritten Weg« verstanden werden, der von einem vorwiegend kritisch-materialistischen Ansatzpunkt aus die Polarisierung zwischen »postmodernem« und »kulturkritischem« Feminismus zu überwinden suchte.⁹⁴

Wie im dritten Abschnitt gezeigt wird, gab für eine Verbindung der unterschiedlichen Strömungen die Zuwendung zu den Texten Foucaults neue Impulse. Insbesondere der Begriff des *Diskurses* als historische Form der Wissensorganisation und als Praktik der Macht wurde als Chance gesehen, das Verhältnis von »symbolisch« und »sozial« neu zu formulieren. Er versprach damit eine neue Verknüpfungsmöglichkeit von gesellschaftshistorischen Analysen und poststrukturalistischen Theoremen; von Kulturkritik und Dekonstruktionen.⁹⁵ Die späten Schriften Foucaults, insbesondere die dortige Thematisierung von Sexualität und von Selbst-Techniken, wurden von einigen feministischen Theoretikerinnen als Ermunterung aufgefasst, neue Selbst-Bilder zu produzieren. Nach den dekonstruktiven Vorbehalten gegenüber Sinnfestlegungen sowie den feministischen Befunden, dass der Verbildlichung dennoch nicht zu entkommen ist, lieferte Foucault eine Begründung für ein diskursives Eingreifen, mit dem Remetaphorisierungen – auch im Sinne Cornells (s.o.) – unter feministischem Vorzeichen vorzunehmen waren.

94 Siehe auch Alcoff (1989), die mit ihrem pragmatischen Konzept der »Positionalität« ebenfalls einen »dritten Weg« anstrebte.

95 Vgl. Raab 1998; für die Literaturwissenschaft Osinski (1998, 107).

Vom weiblichen Text zum Gender-Diskurs (T. de Lauretis)

Teresa de Lauretis führte in ihrem Essay »Der Feminismus und seine Differenzen« (1993, orig. 1991) die Beobachtung, dass die Auseinandersetzungen im Feminismus durchgängig in polaren Begriffen geführt werden, auf zwei widersprüchliche »Triebe, Impulse oder Mechanismen« (de Lauretis 1993, 101) zurück, die im feministischen Selbstverständnis und ihren Repräsentationen wirksam würden, nämlich:

»[...] ein erotischer, narzißtischer Impuls, der Bilder vom Feminismus als Differenz, Rebellion, Kraft, Selbstautorisierung, Kühnheit, Exzeß, Subversion, Disloyalität, Vergnügen und Gefahr verstärkt und alle Bilder von Machtlosigkeit, Aufopferung, Unterwerfung, Ergebenheit, Passivität, Konformismus und Feminität zurückweist; und ein ethischer Impuls, der auf Gemeinschaft, Verantwortung, kollektiv Autorisierung, Schwesterlichkeit, weibliche Bindung zielt, auf die Zugehörigkeit zu einer gemeinsamen Welt von Frauen oder auf das, was Adrienne Rich »den Traum einer gemeinsamen Sprache« genannt hat.« (ebd.)

Ihr Plädoyer für die Akzeptanz von Differenzen zwischen feministischen Ansätzen und Strömungen nimmt hier die Figur einer vereinheitlichten Gestalt des generalisierten feministischen Subjekts an. Die Konflikte, die im beschriebenen Spannungsverhältnis von *aesthetics* und *politics*, oder von *desire* und *power* geführt wurden, werden hier einer psychoanalytischen Perspektive unterstellt, in der sie als Artikulationen zweier »Triebe« nach dem Muster von Lustprinzip und Realitätsprinzip erscheinen, sozusagen als quasi-natürliche Momente in einem kollektiven wie individuellen Subjektivierungsprozess. Die im vorigen Kapitel beschriebenen Widersprüchlichkeiten werden umdefiniert, indem de Lauretis sie nicht zum Grundproblem, sondern zur Grundbedingung des feministischen Diskurses erklärt, der sich durch die »kritische Negativität seiner Theorie und die affirmative Bejahung seiner Politik« (ebd.) auszeichne. Mit der Aufteilung in »Theorie« und »Politik« umgeht de Lauretis die Konfliktpunkte, allerdings um den Preis des Reduktionismus'. Er besteht darin, dass, wie im vorigen Kapitel gezeigt, schon die Einteilung in »affirmative« und »negative« Theorie nicht so eindeutige zu treffen ist, ganz abgesehen von der Wiederholung der Gegenüberstellung vermeintlich politikferner »Theorie« (*theory*) und theorieloser »Politik« (*politics*.) Dieses Vorgehen erlaubte de Lauretis aber immerhin, unterschiedliche feministische Diskurse dem gleichen Ziel zu unterstellen, nämlich dem der Selbsterkenntnis als »Konstitutionstheorie des weiblich geprägten sozialen Subjekts, die auf ihrer eigenen, spezifischen, sich entwi-

ckelnden und konflikthaften Geschichte gründet« (de Lauretis 1993, 102). Dies läßt sich vor dem Hintergrund der konstatierten »feministischen Identitätskrise« (Alcoff 1989) als Versuch einordnen, gegen den Split in *feminism* und *postmodernism*, zwischen *black feminism* und *white feminism* etc. eine verbindliche Grundlage auf konsensfähigem Niveau anzubieten.

Denn ein solcher Konsens war mit der Kritik an der Weiblichkeit-als-Differenz-Diskussion und der fortgeschrittenen Ausdifferenzierung feministischer Ansätze in weite Ferne gerückt.⁹⁶ Sowohl auf theoretischer wie auf politischer Ebene erschien die Fokussierung auf eine weibliche Differenz, sei sie als Wesensmerkmal unter emanzipationspolitischem Vorzeichen oder rhetorisch im Kontext von Texttheorie gedacht, als Sackgasse, da ihr attestiert wurde, Widersprüche und Ausschlüsse zu produzieren. Ein Ausweg fand sich mit der Etablierung von *Gender-Studies*, die den Fokus eben nicht mehr auf das »weibliche Subjekt«, sondern auf die Relationalität des Geschlechterverhältnisses richteten. Das Untersuchungsfeld der Literaturwissenschaften (auch der deutschsprachigen) weitete sich unter dem Einfluss der US-amerikanischen *Cultural Studies* aus, so dass Identität und Geschlecht als kulturelles Konstrukt quer durch alle Medien und Wissenschaftsgebiete in den Blick kamen.

Den Versuch, die Analyse von Gender-Konstrukten mit einem feministischen, politischen Anliegen zu verknüpfen, unternahm die Kultur- und Filmwissenschaftlerin Teresa de Lauretis in ihrem Essay *The Technology of Gender* (1987). In Analogie zu Foucaults Begriff der Technologie des *Sexes* prägte de Lauretis den Begriff der Technologie des *Geschlechts*. *Gender* ist in diesem Verständnis zugleich »the product and the process of both representation and self-representation.« (de Lauretis 1987, 9) und damit ein soziales Klassifikationsschema. De Lauretis identifizierte verschiedene soziale »Technologien«, die an der Kon-

96 Das soll nicht unterstellen, es hätte einen solchen Konsens je gegeben. Schon Anfang der 70er Jahre gab es z.B. heftige Auseinandersetzungen um die Vorherrschaft eines weißen Mittelschicht-Feminismus in den USA (vgl. King 1994). Die Ausdifferenzierung von theoretischen Ansätzen und die Abkoppelung von der außer-universitären Frauenbewegung ging dann mit der Institutionalisierung sowohl in den USA (ab Mitte der 80er) als auch im deutschsprachigen Raum (ab Ende der 80er) einher (vgl. Schwenk 1996, Osinski 1998, 92f). Ob diese Differenzen tatsächlich nur in den USA angemessen diskutiert, in Deutschland dagegen in einem »melting pot« ausgeblendet wurden, wie Osinski insbesondere Weigel unterstellte, sei hier dahin gestellt. Vereinheitlichungsversuche und den Wunsch nach einem (schlagkräftigen) Feminismus gab es jedenfalls hier wie dort, und das auch verstärkt nach der Rezeption von Butler.

struktion dieses Schemas beteiligt seien, wie Kino und institutionalisierter Diskurse, Erkenntnistheorien und Alltagspraxis sowie kritische Formen von Gegenkultur (vgl. ebd., 18). Das vergeschlechtlichte Subjekt ist hier nicht als bloß gepaltes gedacht, sondern als ein multiples, durch das Sex-Gender-System vielschichtig konstituiertes:

»The sex-gender system, in short, is both a sociocultural construct and a semiotic apparatus, as system of representation which assigns meaning (identity, value, prestige, location in kinship, status in the social hierarchy, etc.) to individuals within the society. If gender representations are social positions which carry differential meanings, then for someone to be represented and to represent oneself as male or female implies the assumption of the whole of those meaning effects.« (de Lauretis 1987, 5)⁹⁷

Die Berufung auf Foucaults Begriff der Technologie schien jedoch nicht viel mehr als ein Aufhänger zu sein. De Lauretis hielt Foucault denn auch vor, die Machtwirkungen der Geschlechterdifferenz aus seinem Konzept von *sexe* weitgehend auszusparen (ebd., 15f). Die theoretische Begründung für die Wirksamkeit sozialer Technologien der Repräsentation und der Konstruktion des Geschlechts (und der Geschlechterdifferenz), d.h. ihre strukturierende Funktion sowohl für unterschiedliche gesellschaftliche Bereiche als auch für das Individuum, gewinnt de Lauretis von anderer Seite. Sie beschreibt *gender* in den Begriffen von Althusser als »ideologischen Apparat«. »Ideologie« meint in diesem von Lacan beeinflussten Ansatz die imaginären Strukturen, in die sich das Individuum verwoben findet, und welche die sexuell differenzierten Identitäten konstituieren und aufrecht erhalten.⁹⁸ Die Funktionsweise kultureller Repräsentationen wird hier mit dem Konzept der Anrufung (*Interpellation*) erklärt, durch die das Individuum seine, bei de Lauretis von vornherein vergeschlechtlichte, Position zugewiesen bekommt und die zur Erlangung einer Selbstidentität notwendig ist.⁹⁹ In dem von de Lauretis

97 Zur Entstehung des feministischen Konzepts des Sex-Gender-Systems vgl. Haraway 1987 und Kap. IV.1 (erster Abschn.).

98 De Lauretis bezog sich hier auf eine Definition von Althusser: »Ideology represents not the system of the real relations which govern the existence of individuals, but the imaginary relation of those individuals to the real relations in which they ›live‹ and which govern their existence« (de Lauretis 1987, 6); vgl. auch Althusser 1976.

99 Althusser's Begriffe wurden zunächst in der Filmtheorie nutzbar gemacht (siehe Silverman 1983). Die Erklärung für die Verknüpfung zwischen dem Selbst und Gender-Repräsentationen lieferten psychoanalytische Konzept der unbewussten Identifizierung, die beschreiben, wie imaginäre Repräsentation zum zentralen Teil der Subjektivität werden und als

gewählten semiotisch-psychoanalytischen Rahmen kann also zum Einen die Macht des Bildes auf das Individuum erklärt werden – im Unterschied zu dem Ansatz Foucaults, der das psychoanalytische Denken als Fortsetzung der Stilisierung des Ich (zumindest explizit) ablehnte (vgl. Foucault 1983 und Kap. II.5). Zum Anderen erscheint die Geschlechterhierarchie als eine permanent wirksame soziale Ungleichheit, die in den symbolischen Strukturen verankert ist. Anders als in Foucaults produktivem Machtbegriff kommt also hier wieder ein »juridischer« Machtbegriff zum Zuge, der sich aus einem (symbolischen) Gesetz ableitet.¹⁰⁰ Darüber soll bei de Lauretis auch der Ausschluss sozialer Beziehungen – hier insbesondere der homosexuellen – unter der Perspektive der unterdrückerischen Funktion ideologischer Macht in den Blick genommen werden.

Die Fokussierung auf die Kategorie des Geschlechts hat einen gegenüber Foucault deutlich anderen Blick zur Folge, sowohl auf das Subjekt als auch auf die Macht und ihre Wirkungen. Beide sind bei de Lauretis durch durchgängige Asymmetrien geprägt, auf der Grundlage des immer schon geschlechtlich differenzierten und hierarchisierten *sexe*. Um diese Strukturen sichtbar zu machen, argumentierte de Lauretis für ein Selbstkonzept, das als eine machtvolle, Standpunkt-gebundene Sprechposition dienen sollte. Dazu entlehnte sie Foucaults produktive Macht der Diskurse, um die Möglichkeit und Wirksamkeit von Gegenbildern zu begründen. Damit solche Bilder tatsächlich ihre symbolische Macht entfalten könnten, werden sie bei de Lauretis nicht nur an bestimmte diskursive Praktiken der Repräsentation gebunden, sondern auch an einen sozialen Raum. Anders als Foucault, der zwar Gegen-Diskursivierungen gegenüber hegemonialen Diskursen einforderte, dafür aber keinen Ort außerhalb der Macht vorsah, nahm de Lauretis ein solches Anderswo in Anspruch. Mit dem aus der Filmtheorie entlehnten Begriff des »*space off*« – »the space not visible in the frame but inferable from what the frame makes visible« (de Lauretis 1987, 26) – schlug sie einen sich in den Rissen der hegemonialen Diskurse befindlichen Raum vor, der sich aus feministischen »Gegenpraktiken« bilde:

Wirklichkeit genommen werden, speziell im Konzept der *Imago*, dem unbewussten Körperbild (Lacan 1973a; s.o. Kap. II.3).

- 100 Bei Foucault bezeichnet der »juridische« Machtbegriff eine repressive Machtausübung von oben nach unten, wobei ein Innerhalb und ein Außerhalb angenommen wird. Dies lehnte er als dualistisch ab zugunsten multipler, produktiver Macht, die auf allen Ebenen ausgeübt wird. (Foucault 1983, 134f).

»[...] those other spaces both discursive and social that exist, since feminist practices have (re)constructed them, in the margins (or ›between the lines‹, or ›against the grain‹) of hegemonic discourses and in the interstices of institutions, in counter-practices and new forms of community. These two kinds of spaces are neither in opposition to one another nor strung along a chain of signification, but they coexist concurrently and in contradiction.« (de Lauretis 1987, 26)

In ihrem Bild des *space-off* und dem daran geknüpften Konzept der feministischen kritischen Praktiken verband de Lauretis die bekannten Topoi der Frauenbewegung und der feministischen Wissenschaftskritik: die kritische Reflexion der Repräsentationsprozesse, wie sie unter dem Programm des »Lesens gegen den Strich« oder »Rereading« entwickelt wurde; die Konstruktion von Gegenbildern und feministischen Gegenwelten; die Umdeutung des schein-neutralen zum vergeschlechtlichten Subjekt, das bei de Lauretis zu einem multiplen Subjekt erweitert wird, das nicht durch ein männliches/weibliches Wesen oder eine fixierte Position als die Andere gekennzeichnet ist, sondern sich durch seine vielschichtige Positionierung in unterschiedlichen sozialen Kontexten auszeichnet. Schließlich klingt noch das Echo des *Echo*-Motivs an, nämlich die Selbst-Situierung in den Lücken und Brüchen des hegemonialen Diskurses. Das Ausnutzen von Leerstellen zur Etablierung einer Sprechposition bleibt hier nicht auf die Rede beschränkt, sondern geht mit dem Schaffen sozialer Räume einher, durch die eine solche Position abgesichert werden soll.

Solche feministische Praktiken, sowohl die von de Lauretis beschriebenen als auch die von ihr selbst praktizierten bzw. programmatisch eingeforderten, können (ohne dass dies explizit so genannt würde) als *Technologie des feministischen Selbst* bezeichnet werden. Analytisch-kritische Praktiken, wie die Repräsentationskritik, sind bei de Lauretis diejenigen »Technologien«, die auf der individuellen Ebene zu einer speziellen Erfahrung führen, welche Bedeutungsmuster für ein Selbstverständnis liefern. De Lauretis beschreibt dies für sich selbst als einen persönlichen Bewusstwerdungsprozess, der sich der feministischen »practice of self-consciousness« verdanke (ebd., 20), wodurch das persönliche Erleben mit einem sozialen und politischen Hintergrund verbunden werde. Insofern dies kollektiv geschah, konnte ein »consciousness of gender« (ebd.) entstehen, worüber die soziale Realität erklärbar wurde. Zugleich wurde ein kollektives Selbst-Bild konstruiert, das »subject of feminism« (ebd. 9f). Mit diesem Begriff bezeichnete de Lauretis ein theoretisches Konstrukt, mit dessen Hilfe sich Prozesse der Vergeschlechtlichung repräsentiert werden könnten. Es soll sich also weniger um eine Repräsen-

tation »der« Frauen handeln, denn vielmehr um eine Form der Artikulation, ein Konzept, um sich auf weibliche Erfahrung zu beziehen und diese zugleich als Produkt von Gender-Konstruktionen aufweisen zu können (ebd.).¹⁰¹ Die feministische Praktik nach dem Modell von de Lauretis ist also eine Technologie des Bewusstseins und der Erfahrung, die ein Subjekt des Wissens wie des kritischen Handelns in Gestalt einer starken kollektiven wie individualistischen feministischen Subjektivität produzieren soll. In psychoanalytischen Begriffen funktioniert das hier entworfene Subjekt des Feminismus als eine kollektive *Imago*, ein ideales Selbstbild, welches das subjektive Imaginäre mit dem Sozio-Symbolischen verbindet.

Während de Lauretis darauf abzielte, ein starkes, handlungsfähiges weibliches bzw. feministisches Subjekt zu kreieren, bleibt dessen Situierung problematisch. Dazu zählt nicht nur der Zusammenfall von »sozialem« und »diskursivem« Raum, der unerklärt bleibt, sondern auch das Verhältnis zwischen dem hegemonialen Geschlechterdiskurs und dem unrepräsentierten bzw. feministisch besetzten Anderswo. Während einerseits die feministischen Praktiken als Gegenpraktiken gegen das symbolische Gesetz benannt werden, macht de Lauretis andererseits klar, dass es keine Position geben könne, die sich im reinen Außen (der Macht bzw. des Gesetzes) befindet. Sie findet einen Ausweg in der Formulierung der Bewegung »in and out of gender as ideological representation« (ebd., 26): »It is a movement between the (represented) discursive space of the positions made available by hegemonic discourses and the space-off, the elsewhere of those discourses.« (Ebd.) Die hier anklingende foucaultsche Idee der Pluralität der Diskurse und entsprechender Gegendiskurse kollidiert jedoch mit der antagonistischen Ausrichtung des Konzeptes, in dem nurmehr zwei Repräsentationsräume existieren: ein hegemonialer, der repressive Geschlechterbilder produziert und der feministische Gegenraum, der dem *Empowerment* von Frauen verpflichtet ist.¹⁰² Die Grundlage dafür bildet die sexuelle Differenz, die nicht nur den zentralen Punkt der Identifikation des weiblichen/feministischen Subjekts bildet, sondern der de Lauretis darüberhinaus ein subversives Potenzial zuschrieb, insofern sie als »Überschuss des Realen« Repräsentationen überschreite und destabilisiere (ebd., 3). Mit Foucault ließe sich diese Zuschreibung der Unhintergebarkeit von *gender* für die Identität des Subjekts wie für das Verständnis der sozialen Welt, in der

101 De Lauretis verstand Erfahrung nicht als vorgängig, sondern mit dem Semiotiker Peirce als »a complex of meaning effects, habits, dispositions, associations, and perceptions resulting from the semiotic interaction of self and outer world« (de Lauretis 1987, 18).

102 Ähnlichkeiten dazu weist das Konzept von Anzaldúa auf, vgl. Kap. IV.2.

Position beschreiben, in der er *sexe* gesehen hat, nämlich in der des »imaginären Punktes« (Foucault, 1983, 205), welcher den Zugang zu dem Wissen über das Selbst, den Körper und Identität verspricht. Damit bleiben eben jene im vorigen Kapitel aufgetretenen Fragen weiterhin offen: Wie nämlich die Funktion von Geschlecht als bevorzugte Repräsentation unterlaufen werden soll, wenn es zugleich dieses Punktes bedarf, um Unterscheidungen in bezug auf die Machtposition treffen zu können. Und außerdem, wie »gegenkulturelle« Konstruktionen ihre Wirkmächtigkeit erhalten können, ohne zugleich, in ihrer Verfasstheit als Diskurs, auch die diskursinhärenten Machtkonfigurationen der sexuellen Differenz zu reproduzieren. Die Forderung, die sich daraus für eine angemessene Repräsentation des Geschlechts ergibt, läßt sich in der Konsequenz nur als Paradox beschreiben: Diese Repräsentation darf die Geschlechterdifferenz nicht festschreiben, aber sie soll Grundlage sein für eine Analyse der gesellschaftlichen Positionierung vergeschlechtlichter Subjekte; sie soll ein mögliches Anderswo eröffnen, aber dabei innerhalb gesellschaftlicher Wirkmöglichkeit bleiben.

Foucaults Frage nach den Machtbeziehungen, die in und durch den Identifikationspunkt des Geschlechts ausgeübt werden, bleibt dabei ebenfalls unbeantwortet. Zum einen wären da die Machtbeziehungen, welche das Subjekt sich selbst gegenüber mit Hilfe der Selbsttechniken ausübt; zum anderen ginge es um die Frage (die später Butler aufwarf), wie die sexuelle Differenz unter dem Aspekt der Macht innerhalb des Feminismus agiert.

Die Lektüre macht auch hier wieder deutlich, dass eine textgetreue Übernahme nicht-feministischer Theorien vor dem Hintergrund einer im weitesten Sinne ideologiekritischen Repräsentationskritik der Geschlechterverhältnisse, wie hier der Ansatz Foucaults, nicht ohne Weiteres möglich ist, ohne theoretische Widersprüche zu produzieren bzw. entscheidende Fragen offen zu lassen.

Im Folgenden sollen die zwei hier angesprochenen Stränge weiter verfolgt werden: Im nächsten Unterkapitel geht es um den Strategie der ideologiekritischen Bilderverwendung; im folgenden Kapitel dann um die Aufnahme foucaultscher Konzepte in feministische Diskursstrategien, insbesondere das des *Ethos* zur Neubestimmung eines weiblichen/feministischen Selbst.

Bildkonstruktion (R. Großmaß/C. Schmerl) – Bildlektüre (S. Weigel)

In diesem Kapitel möchte ich den Blick auf zwei Ansätze aus dem deutschsprachigen Raum wenden, die aus entgegengesetzten Perspekti-

ven einen ideologiekritischen Umgang mit Bildern thematisieren: Während Ruth Großmaß und Christiane Schmerl mit ihren Metaphernanalysen einen positiven Umgang mit Bildlichkeit einforderten, schlug Sigrid Weigel ein differenzierteres Verfahren der Bildlektüre vor.

Großmaß und Schmerl richteten in ihrem Sammelband den Blick auf die Verwendung sprachlicher Bilder im feministischen Diskurs (*Leitbilder, Vorbilder und Bildstörungen. Über die Orientierungsleistung von Bildern in der feministischen Geschlechterdebatte*, Großmaß/Schmerl (Hg.) 1996). Die Autorinnen beschreiben die bildlichen Selbstentwürfe, welche in der politischen Praxis der Frauenbewegung ebenso wie in feministischen Theorien antraten, traditionelle Muster der Geschlechterhierarchie zu überschreiten: historisch-mythische Gestalten wie *Hexen*, *Amazonen* oder *Mystikerinnen*; das gelehrte *Frauenzimmer* des 18. Jahrhunderts oder die erfolgreiche *Genetikerin* des 20. Jahrhunderts; die utopische Frau oder die androgyne *Science-Fiction*-Figur. Sie alle erscheinen im »feministischen Familienalbum« (Schmerl/Großmaß 1996) als Gegenbilder und Überschreitungsfiguren traditioneller Weiblichkeits- und Geschlechterkonzepte in unterschiedlichen Stadien der feministischen Auseinandersetzung. Ruth Großmaß begriff solche metaphorischen Selbstbeschreibungen als eine durchgängige Strategie, die gleichermaßen nach innen identitätsstiftend wie nach außen abgrenzend wirkte, indem sie eine Basis für kollektive Identifikationen bot (oder auch ausschloss; Großmaß 1996, 20).

Die Auflistung liest sich als inhaltliche Auffüllung von de Lauretis Konzept der subkulturellen Gegenentwürfe, zumal Großmaß/Schmerl ebenfalls das Ziel verfolgten, positive Bilder des weiblichen wie feministischen Selbst zu propagieren. Ähnlich wie de Lauretis betonten sie den lustbetonten Aspekt, der in der Produktion von unbotmäßigen Selbstbildern liege (Schmerl/Großmaß 1996, 282, 325), also in solchen, die, in den Worten de Lauretis', »Feminismus als Differenz, Rebellion, Kraft, Selbstautorisierung, Kühnheit, Exzeß, Subversion, Disloyalität, Vergnügen und Gefahr« verstärken (de Lauretis 1993, 101). Anders als bei de Lauretis zählen die von mir oben unter dem *Echo*-Motiv zusammengestellten Weiblichkeitsbildern von Hysterie, Travestie (ebenso Butlers Parodie) nicht darunter, denn sie gelten den Autorinnen als zu »abstrakt«, sie setzten »nicht Phantasie frei« (Schmerl/Großmaß 1996, 283). Wie oben bei Modleski lautet das Argument, dass die Strategie der mimetischen Subversion letztlich in den vorgegebenen Geschlechterbildern, die zu subvertieren sie angetreten seien, befangen bliebe. Die Autorinnen bevorzugten dagegen einen eher ideologiekritischen Ansatz in Form einer Metaphernanalyse bzw. der Metaphernkonstruktion, die sie auf politische wie theoretische Diskurse im Feminismus bezogen. Für

ihr Ziel, die traditionellen Weiblichkeits- und Geschlechterbilder umzuwerten und Gegenbilder zu produzieren, bedienten sie sich eines hermeneutischen Metaphernbegriffs (wie in Kap. II.2 beschrieben).

Ruth Großmaß führte dessen Funktionen anhand der Hexen-Metapher aus, die eine beliebte Identifikationsfigur der Frauenbewegung in den 70er und 80er Jahre war und die sowohl unter politischen wie kulturellen Vorzeichen, unter spirituellen wie wissenschaftlichen in Anspruch genommen wurde. Die Hexenfigur ermöglichte, so Großmaß' Zusammenfassung, ein »Ausdrücken und Agieren von Differenz im Fluidum der Gemeinsamkeit« (Großmaß 1996, 32), und zwar aufgrund folgender Eigenschaften: Generell beschreibt Großmaß Metaphern als kognitive Instrumente, die aktualisierend wie antizipatorisch Erfahrungen und Erkenntnisse in einer Figur gebündelt zur Sprache bringen: »Sie [= Metaphern, d.V.] bringen Erkenntnisse auf den Punkt und strukturieren die weiteren Denkprozesse auf das mit dem sprachlichen Bild verknüpfte Neue hin. Sie orientieren das Denken auf begrifflich (noch) nicht Bestimmbares.« (Ebd.) Sie stehen also nicht in Opposition, sondern im Dienste einer Begriffsfindung, welche Denk- und Handlungsmöglichkeiten aufzeigen sollen. Auf das Beispiel der Hexe übertragen heißt dies: »Die Hexe [...] repräsentiert als positive Gestalt die aktive Auseinandersetzung mit weiblichem Ausgegrenztsein« (ebd., 32) – je nach Deutung dieses Ausgegrenztseins wurde die Figur mit unterschiedlichen Veränderungswünschen besetzt. Zugleich wird der Metapher zugeschrieben, das begrifflich Sagbare zu überschreiten und so einen je spezifisch auslegbaren Bedeutungsüberschuss zu erzeugen. Das ermögliche, dass etwa der politische Diskurs, der die Ausgrenzung von Frauen aus dem öffentlichen Raum zum Thema hat, und die Ausgrenzung derjenigen, die diesen Platz verlassen wollen, zugleich dargestellt werden könnten. Die Vielfalt aufrufbarer Bedeutungen bildet generell die Grundlage für die Vermittlungsfunktion, die auch Großmaß bildhaften Darstellungen zusprach. Dazu zählt die Vermittlung zwischen Tradiertem und Neuem, welche die Hexe als positiv umgewertetes kulturelles Symbol von Außenseitertum und Besonderheit in starkem Maße leiste; sowie die zwischen (allgemeiner) Theorie und (besonderer) Erfahrung, zwischen den Sphären der (feministischen) Forschung und der Alltagswelt (bzw. frauenbewegter Subkultur).¹⁰³ Als ein wesentlicher Bestandteil der Überzeu-

103 »Daß in den Brüchen und Brechungen des Alten die Möglichkeit des Anderen/Neuen aufblitzt und dadurch Perspektivwechsel als Denkerfahrung möglich wird, ist in den Theoriebildungsprozessen der Frauenbewegung ein methodologisches Grundprinzip. Gesellschaftsanalyse als Patriarchatskritik, Wissenschaftstheorie als Androzentrismuskritik und Kulturtheorie als Phallogozentrismuskritik – in diesem Theorieprozessen,

gungskraft gilt Großmaß die Fähigkeit zur Einbindung von Emotionen, die durch die Hexenmetapher mobilisiert würden. Sie rufe Bilder aus Märchen, vom Lebkuchenhaus oder vom kollektiven Ritt auf den Blocksberg hervor, mit deren Hilfe subjektives Erleben und subjektive Wünsche aufgegriffen seien (ebd., 30ff). Diese Macht der Metapher, zugleich Vertrauen in altbekannte Bedeutungsmuster zu suggerieren und neue Konventionen zu etablieren, wie sie auch Konersmann beschrieb,¹⁰⁴ machte sie auch für Großmaß zu einem geeigneten Instrument, das gesellschaftspolitische Projekt der Umwertung tradierter Geschlechtervorstellungen voranzutreiben. Als Spiegel realistischer oder phantastisch-utopischer Selbstentwürfe diene die Metaphernkonstruktion dem »Selbstverständigungsprozess einer sozialen Bewegung« (ebd., 34); sie stelle sowohl individuelle wie kollektive Identitätsformen her,¹⁰⁵ indem sie eine Brücke zwischen dem Ich und der Welt schaffe.

Damit sind die wesentlichen Eigenschaften, wie sie aus hermeneutischer Perspektive der Metapher zugeschrieben werden, vertreten: die Artikulation eines Unsagbaren, die Spiegel- und Brückenfunktion. Was bei Großmaß und Schmerl auffälligerweise fehlt, ist die Thematisierung des »Uneigentlichen«, wodurch die Metapher rhetorisch an erster Stelle markiert ist. Da es hier von vornherein nicht um den Wahrheitswert des Bildes als Abbild geht, sondern um seine Konstruktion, mag die Frage obsolet erscheinen. Tatsächlich jedoch hat sich, wie Großmaß' Abriss der Geschichte der Hexenmetapher zeigt, das Uneigentliche unter einer historisch-politischen Perspektive verschoben: Es meint nicht mehr das metaphorische Bild, sondern den eigentlichen Begriff (der Hexe), wie er durch die vorherrschende Geschichtsschreibung geprägt ist, sowie gene-

die sich an der Kritik des Gegebenen weiterentwickeln, werden Veränderungsrichtungen erarbeitet und Antizipationen (sozialer Entwicklungen und psychosozialer Möglichkeiten) produziert. Brechungen dieser Alltagsbilder, Perspektivwechsel als bildlicher Prozeß hat daher gerade für die Themen des Feminismus eine besondere Bedeutung.« (Großmaß 1996, 43).

- 104 Zur Erinnerung: »Einerseits hilft die Metapher, riskante Aussagen zu formulieren, indem sie das Wagnis der Innovation mindert und durch Bezugnahme auf standardisierte Prägungen Vertrautheit suggeriert. Andererseits [...] ist sie Indikator kontextueller Verschiebungen. Als Repräsentant eines Abwesenden, als etablierter Regelverstoß ist die Metapher das Sprachinstrument schlechthin, die diskursive Formation, in der sie auftaucht, zu erschüttern und zu neuen Konventionen überzuleiten. Metaphern sind immer auch Signale von Lücken, von Desideraten, Figurationen des Unausprechlichen.« (Konersmann 1988, 23f).

- 105 »So mit neuer Bedeutung versehen, konnte die Hexe dann wichtige Anteile des Veränderungswillens der Frauen sowohl bezeichnen als auch affektiv bedeuten. In dieser Fassung wird die Hexe zugleich zu einer Gestalt, die individuelle Identifikation ermöglicht.« (Großmaß 1996, 31).

rell den gesellschaftlichen Ort, der Frauen zugewiesen ist. Durch den feministischen Umwertungsprozess erscheint dann letztlich das *Bild* (der Hexe) als realitätsgerechter als der *Begriff* (der Hexe wie der Frau/Weiblichkeit):

»Die Hexenverfolgung war in dieser Perspektive nicht länger ein Stück mittelalterliche Kirchengeschichte, sondern erschien, je genauer frau hinsah, immer mehr als eine spezifische Form der Ausmerzung selbständiger weiblicher Lebensformen. [...] auf dem Hintergrund dieses Wissens konnte die Hexe dann, vom historischen Kontext abgelöst, zum Symbol unterdrückter weiblicher Kompetenz und Weisheit werden.« (Großmaß 1996, 29)

Anders als bei Konersmann wurde die Metapher hier nicht als Bild des Uneigentlichen interessant, sondern avancierte zum Eigentlichen.

So erhellend die Beiträge von Großmaß/Schmerl in der Beschreibung von feministischen, bildlichen Selbstentwürfen sind, so wenig reflektiert erscheinen die theoretischen Begründungen ihrer Wirksamkeit. So betonen die Autorinnen zwar wie de Lauretis die Notwendigkeit der Einbindung von Bildern in einen sozialen Kontext, die sowohl die Analyse wie die Umwertung gesellschaftspolitisch verankert. Die Macht zur Veränderung vorherrschender Repräsentation wird entsprechend als »Definitionsmacht« gefasst (Großmaß/Schmerl 1996, 14). Dabei setzen die Verfasserinnen jedoch eine direkte Abbildhaftigkeit, nämlich von vorherrschenden Machtverhältnissen, voraus:

»Die Analyse von bildlichen Orientierungen, kulturellen Symbolen und Leitmetaphern des Denkens kann deshalb häufig [...] die *beiden* wichtigen Seiten des feministischen Denkens gleichzeitig realisieren: die Dekonstruktion von Geschlechterpolarisierungen *und* das Offenlegen von Machtverhältnissen – die eine, indem man die den Bildern innewohnenden transportierten Bedeutungen und Eigenschaften durch Sprache ausdrücklich benennt und damit ihre Konstruiertheit kenntlich macht und auflöst, die andere durch die Präzisierung der Wer-wen-Frage, die in den verwendeten Bildern, ihrem Einsatz, ihrer interessegeleiteten Produktion und Stoßrichtung offengelegt werden kann.« (Großmaß/Schmerl 1996, 13)

Vorherrschende Bilder lassen sich demnach direkt zurückführen auf das Denken wie auf die Machtinteressen bestimmter (Autor-)Subjekte (nach dem Subjekt-Objekt-Schema), deren Integrität nicht weiter befragt wird. Ebenso wenig wie das Subjekt erscheint die Sprache an sich problematisch. Im Gegenteil, lassen sich nicht nur die Bedeutungen »ausdrücklich benennen«, sondern auch aneignen und für eigene Zwecke instrumentalisieren. Wie Bilder bzw. ihre Konstruiertheit »aufgelöst« werden kön-

nen, wie die Vieldeutigkeit des Bildes instrumentalisiert werden soll, oder gar, inwiefern ein Bruch mit symbolischen Strukturen tatsächlich möglich erscheint, all diese Fragen, die auf die Eigenmächtigkeit von Sprache vor dem Hintergrund eines kulturellen Symbolischen verweisen, werden hier nicht aufgeworfen. Dies liegt nicht zuletzt an ihrer Abneigung gegenüber poststrukturalistischen Ansätzen und infolgedessen der fehlenden Rezeption der entsprechenden Diskussionen um Repräsentation. Zwar erkennen auch Großmaß/Schmerl strukturelle Eigenschaften der Metapher, die eine Instrumentalisierung erschweren, das führt aber zu anderen Schlussfolgerungen als zu denjenigen, die im poststrukturalistischen Kontext aufgezeigt wurden.

Zu diesen Eigenschaften zählen zum einen die bedeutungsfixierende Wirkung der Metapher, zum anderen die beliebige Aufladung mit Bedeutung. So beschrieb Großmaß die Bedeutungsfixierung durch die Metapher als eine »Perspektivierung«, d.h. als eine »Zentrierung und Ausrichtung von Denken und Erleben«, die in der Zuspitzung einer Sicht auf die Dinge den unerwünschten Effekt habe, Vielfalt nicht zuzulassen (Großmaß 1996, 37-42). Für die Hexenmetapher hieß dies, dass der Aufweis des Ausschlusses von Frauen aus der Macht zugleich diese Zuschreibung verfestigte (ebd., 40). Überhaupt nicht in den Blick kommt in dieser rein inhaltlichen Betrachtungsweise die semiotische Einsicht in die grundlegende Verflechtung von Weiblichkeit und Repräsentation, in der dem weiblichen Körper die symbolische Funktion zukommt, als Projektionsfläche die Einheit der Darstellung abzusichern. Solange diese nicht einbezogen wird, scheitern jedoch, wie Eiblmayr aufzeigte, auf Dauer die Versuche positiver Gegenentwürfe (vgl. Eiblmayr 1989, 339).

Zudem handelt es sich bei den von Großmaß/Schmerl untersuchten Figuren um eine Galerie »ganzer« Figuren, deren Funktion für das Imaginäre, ebenso wie mögliche Probleme, die sich daraus ergeben, lediglich angedacht sind. So sprach Großmaß zwar von dem vermittelten Bild der Einheit, rekurrierte des Weiteren aber lediglich auf das Problem des falschen Referenzschlusses, welches ein »Personenbild« nahelege (Großmaß 1996, 34). Die Ambivalenz der Spiegelstruktur, welche sowohl zur Identifizierungen mit der ganzen Gestalt einlädt, als sie auch durchkreuzt – was ebenfalls eine Begründung für die Wirksamkeit eines Bildes bietet – wurde hier nicht reflektiert.¹⁰⁶

Zum anderen beschrieb Großmaß die Vereinnahmung der Metapher als Problem, also gerade die letztlich nicht mögliche Fixierung, sondern die nicht kontrollierbare Kontextverschiebung, die beliebige Umdeutun-

106 Haraway, deren *Cyborg*-Figur gut in diese Reihe passt, versucht hier eine andere Antwort zu finden auf das Problem der imaginären Verfasstheit des »ganzen Subjekts«, vgl. Kap. IV.3.

gen erlaubt. Ob die jeweiligen Bedeutungen subversiv wirksam werden oder die vorhandenen Klischees bestätigen, könne deshalb, so auch ihr Fazit, nicht vorhergesehen werden (ebd., 36). Neben der außersprachlichen Strategie, die Definitionsmacht über eine starke soziale Positionierung zu gewinnen, werden auch zwei sprachliche Strategien vorgeschlagen: Gegen die metaphorische Bedeutungsfixierung eine interne Pluralisierung von Bedeutung, d.h. in Bezug auf die Geschlechterdifferenz, dass diese weder bestätigt noch dekonstruiert, sondern das jeweilige Bedeutungsspektrum von »Männlichkeit« und »Weiblichkeit« erweitert werden solle:

»D.h., durch die Verbreiterung, Differenzierung und Heterogenisierung der Bildpalette für beide Geschlechter lassen sich die Unterschiede innerhalb jedes Geschlechts vergrößern und betonen, wodurch die bestehenden klassischen Unterscheidungen zwischen den Geschlechtern sich relativieren, verwischen und konterkarieren lassen.« (Schmerl/Großmaß 1996, 323)

Der dekonstruktive Ansatz, der eben eine solche Errosion der Geschlechterdifferenz vorsah, wird *de facto* ins Positive gewendet, indem der Befragung der Differenzsetzung eine Bilderflut entgegengesetzt wird, welche die Geschlechterdifferenz sozusagen performativ *ad absurdum* führen soll. Allerdings vertrauten die Autorinnen der Macht des Bildes nur bedingt, und so argumentierte Großmaß dafür, den Bedeutungs- und Kontextwandel nicht einfach geschehen zu lassen, bzw., es zu forcieren, etwa hin zum metonymischen Fluss der Signifikanten, sondern zumindest ansatzweise zu kontrollieren. Eine solche Kontrollmöglichkeit sieht sie in dem Entwurf von Geschichten, also größeren diskursiv-bildhafte Einheiten. Anders als die Metapher ermöglichten Geschichten zugleich eine Vielfalt von Perspektiven durch unterschiedliche Blickrichtungen, als sie auch einen gewünschten Perspektivwechsel als »Denkerfahrung« (Großmaß 1996, 46) stärker absicherten. Das liegt, so Großmaß, daran, dass »nicht nur ein Veränderungsprozess bildlich-metaphorisch beschrieben werden kann, sondern daß der Veränderungsprozeß auf der Ebene der Bilder selbst stattfindet« (ebd. 53). Zugleich sei allein durch die Komplexität einer ganzen Geschichte die Gefahr der Umdeutung geringer. Letztlich aber erscheint auch diese eindeutig positive Bildproduktion höchst ambivalent, insofern, wie Großmaß schließlich konstatieren muss, weder Metaphern noch Geschichten stabile Bedeutungen garantieren. Was als Schlussfolgerung bleibt, ist die Forderung nach einer rhetorischen Analyse von Bildern und Geschichten in theoretischen Diskursen – sei es den eigenen oder den anderen –, um sie in den Dienst der Selbstreflexion zu stellen (ebd., 56). Von einer for-

cierten, instrumentell im Dienste der Auflösung der Geschlechterhierarchie einsetzbaren positiven Bilderstrategie kann also nur noch schwerlich die Rede sein.

Das Fehlen einer repräsentationstheoretischen Metaebene, welche die Funktion von Weiblichkeit als Signifikant problematisiert, Abbildfunktionen und Instrumentalisierbarkeit hinterfragt, findet sich auch in anderen Metaphernanalysen, vorzugsweise aus dem naturwissenschaftlichen Bereich. Dort hatte sich der Aufweis der geschlechtsbezogenen Bilder und Diskurse seit etwa Mitte der 80er Jahre als produktive feministische Strategie der Wissenschaftskritik erwiesen. Allerdings, so das kritische Fazit von Susan Squier, habe der »linguistic turn« der *Science Studies* lediglich zu einem additiven Umgang mit literaturwissenschaftlichen Verfahren geführt, nicht zu einer grundlegenden Infragestellung der Aufteilung zwischen *Science Studies* und *Literary Criticism* (Squier 1999, 143). Das hat, so meine Vermutung, viel damit zu tun, dass der- (und ent-) wendete Metaphernbegriff nicht reflektiert wurde. So lassen sich mit einem hermeneutischen Begriff der Metapher (Großmaß), mehr noch mit einem konstruktivistischen Verständnis, wie es im Diskurs der Naturwissenschaftskritik vorherrschend ist, sowohl eine Abbildhaftigkeit – der Sprache vom Denken ebenso wie des Denkens von der Welt – ableiten als auch eine Instrumentalisierbarkeit voraussetzen.¹⁰⁷ Komplexere Fragen nach der Möglichkeit der Grenzziehung zwischen Fiktionalem und Nicht-Fiktionalem, nach der Abbildfunktion oder dem Verhältnis von Repräsentation und Geschlecht werden auf diese Weise ausgeblendet.

Anders ging Sigrid Weigel vor, die in unterschiedlichen Texten das Anliegen verfolgte, ein Lektüremodell von Bildern zu entwickeln, und dabei poststrukturalistische und psychoanalytische Einsichten mit einem ideologiekritischen, aufklärerischen Anspruch verband. Die Bildlektüre steht im Rahmen des übergreifenden Projekts einer »weiblichen Dialektik der Aufklärung« (Weigel 1990, 18f), mit dem Weigel an die Kritische Theorie Horkheimers und Adornos und insbesondere Walter Benjamins anknüpft, um den Ort eines weiblichen Sprechens und Schreibens zu lokalisieren. Anders als das männliche Subjekt könne, so der Ausgangsbefund Weigels, ein weibliches Subjekt sich nicht problemlos an einem der Pole von »Mythos« oder »Aufklärung« positionieren (oder einen Übergang anstreben). Denn während der aufklärerische Diskurs das weibliche Subjekt nicht vorsähe, sondern auf der Seite der Anderen (wie der Natur) verorte, so würde eine Platzierung im Mythischen eben

107 Vgl. dazu die Kritik Derridas in Kap. II. 4, 2. Abschn.

jenen Status der anderen verstärken (ebd.). Ihre Strategie ist daher eine aufklärerische, ideologiekritische Mythenlektüre, die nach der Funktion des mythischen (Frauen-)Bildes als erkenntnisstiftendes Schema fragt, so dass hier Bedeutungssetzungen, Veränderungen oder Auslassungen im Überlieferungszusammenhang sinnstiftend gedeutet werden können.¹⁰⁸ Bilder oder Mythen erscheinen bei Weigel als Teil des kulturellen Gedächtnisses, welche »auf Verfahren der Aktualisierung von Mythen für gegenwärtige Erfahrungen und der Wiederverkörperung tradierter Bilder in Jetztzeit-Figuren« zu entziffern seien (Weigel 1994, 10). Kulturelle Bilder sollen dabei sowohl über den Frauen zugewiesenen Ort Auskunft geben als auch über ihren tatsächlichen, denn nur mittels einer »polyperspektivischen und topographischen Dimension« ließe sich der komplexe Ort der Frau im Verhältnis zur Dialektik der Aufklärung als »Teilhabe und Opfer der Vernunft« beschreiben (Weigel 1990, 23).

Weigel griff hier wieder auf den von Irigaray und Gilbert/Gubar eingeführten Topos des »doppelten Ortes der Frau« (ebd., 262) zurück, der Frauen als Ein- und Ausgeschlossene aus der abendländischen Kultur beschrieb. Weigels standpunkttheoretischer Ansatz, der unter dem Titel »Der schielende Blick« (Weigel 1983) bekannt wurde und eine spezifische Schreibweise von Frauen aufdecken wollte, zog ab Ende der 80er (und bis weit in die 90er) vehemente Kritik auf sich. Ihm wurde vorgeworfen, in vereinfachender Weise einen solchen weiblichen Ort zu setzen, der erstens in seiner Universalität letztlich doch eine biologische Begründung erfordere und zweitens Literatur als bloßes Abbild und als Bestätigung der vorausgesetzten Weiblichkeits-These benutze – also das Ergebnis der Textanalyse immer schon voraussetze.¹⁰⁹ Die nachfolgenden Texte Weigels (1990, 1994) – wiewohl sie problematisch bleiben (s.u.) – können als (z.T. vorweggenommene) Antwort darauf gelesen werden, insofern hier versucht wird, theoretisch und methodisch auszuarbeiten, wie Literatur nicht als Abbild, sondern als Ausdruck und Artikulation von kulturellen Bedeutungsmustern, wie poetische oder mythische Bilder als Bestandteile des kulturellen Gedächtnisses analysiert werden können. Die These vom doppelten Ort des Weiblichen diene zwar weiterhin als Ausgangspunkt der Analyse, jedoch jetzt, um im Konkreten »die spezifischen Orte erkennbar« werden zu lassen, an denen Frauen »je unterschiedlich Beteiligte und Ausgeschlossene der herr-

108 Vgl. zu einer solchen Mythenlektüre auch Schade/Wenk 1995, 365f.

109 In gleich zwei Einführungstexten wurde Weigel vorgeworfen, aufgrund einer mangelnden Reflexion dieser Aspekte zum Niedergang der feministischen Literaturwissenschaft wesentlich beigetragen zu haben (Hahn 1990, Osinski 1998, 91ff.). Die späteren Texte Weigels gerieten darüber aus dem Blickfeld.

schenden Kultur sind.« (Weigel 1990, 264). Damit sollen nun auch, anders als in vielen der bisher vorgestellten Ansätzen, Machtbeziehungen zwischen Frauen sowie innerhalb des Feminismus in den Blick genommen werden (nämlich zwischen »weißem« und »schwarzem«/»Dritte Welt«-Feminismus; ebd. 263f).

Im Unterschied zu Großmaß/Schmerl wird durch den Einbezug psychoanalytischer und poststrukturalistischer Ansätze bei Weigel das Verhältnis von Bild und Schrift, von Erinnerung und Repräsentation, erstmal erkenntnistheoretisch problematisiert. So gelte es, »die Strukturierung unserer Wahrnehmung und Erfahrung durch Muster des Imaginären« zu reflektieren (Weigel 1990, 31), bevor eine Übersetzung in Gang gebracht werden könne. Die Bildlektüre richtet sich nicht allein auf den Inhalt, sondern auf die Art und Weise der Darstellung in Abhängigkeit von der Repräsentation des Dargestellten. Über den psychoanalytischen Begriff der *Entstellung* wurde eine unmittelbare Lesbarkeit bildlicher Darstellungen verneint.¹¹⁰ Ebenso lehnte Weigel die strikte Gegenüberstellung von Bild und Begriff ab.¹¹¹ Stattdessen beschrieb sie die Notwendigkeit einer dechiffrierenden Lektüre, das heißt, einer *Entzifferung*, mit der Bilder nicht als »Zeichen einer anderen Wahrheit, jenseits der Worte und Benennungen verstanden« würden, sondern »als entstellte Darstellungen gelesen werden, deren Entzifferung sowohl denjenigen, die sie hervorbringen, als auch denjenigen, die sie zu verstehen trachten, aufgegeben ist.« (Weigel 1994, 12).

Ein besonderes Augenmerk gilt der *Allegorie*, also der Personifizierung abstrakter Inhalte, wie sie in der klassischen Rhetorik definiert ist. Wie zuvor für die Metapher beschrieben, wird auch die Allegorie als ein sinnfixierendes *Schema* betrachtet (Weigel 1994, 125f). Als die »andere Rede« (*allegorein* (griech): anders reden) stellte sie auch für Weigel eine bedeutsame Repräsentationsweise des Weiblichen selbst dar: »In der allegorischen Personifikation fallen die Fixierung der ›anderen Rede‹ und

110 Mit diesem Begriff markierte Freud den Abstand zwischen den Urszenen des Unbewußten und den Traumerzählungen, die nie unmittelbar zur Deckung kommen, sondern Transformationsprozessen der Verschiebung, Verdichtung etc. unterliegen. Bildhafte Vorstellungen sind dabei sowohl auf einer bewussten wie auf der unbewussten Ebene angesiedelt, wo sie eine Übergangsstelle bilden zwischen Trieb(reiz) und Unbewusstem, also zwischen Somatischem und Psychischem (vgl. Laplanche/Pontalis 1973 unter dem Eintrag).

111 »Indem das Bild gegenüber dem Begriff als alteritär definiert ist, wird aber im Abstand zwischen beiden das ganze Spiel der Bedeutungen zum Verschwinden gebracht, das sich erst aus der Heterogenität von Logos und Materie, von Signifikant und Signifikat und aus den vielfältigen Differenzen konstituiert.« (Weigel 1994, 121).

die Verfestigung der Vorstellung vom ›anderen Geschlecht‹ zusammen.« (ebd., 126). Denn die allegorische Verkörperung von unterschiedlichen Inhalten in einer weiblichen Gestalt wirke sich zu beiden Seiten hin aus: Während die Inhalte »versinnbildlicht« würden und darüber einen quasi-natürlichen Charakter erhielten,¹¹² werde »die Imagination der Frau entindividualisiert und enthistorisiert. Das Bild der Frau verweist, indem es für einen Begriff steht, auf kein Subjekt und keine Geschichte.« (Weigel 1990, 167). Weigel geht es hier also um die generelle Signifikantenfunktion des Weiblichen, die sie als »Entleerung« von Eigen-Bedeutung verstand: »In der Personifikation werden Bild und Körper der Frau zum reinen Signifikanten degradiert.« (1990, 168). In der lacanschen Begriffswelt bedeutet das, Weiblichkeit wird zum reinen Mangel.

Solche Mechanismen gelte es nun aufzuweisen. Eine Möglichkeit dafür bot das Allegorische selbst, und zwar in seiner modernen Variante, die Weigel, als »Allegorie zweiten Grades« bezeichnete: »Allegorie und zugleich Zerstreuung der allegorischen Vor- und Darstellung, jener den Abstand zwischen Bild und Bedeutung überbrückenden imaginären Struktur« (Weigel 1994, 130).¹¹³

Was hier zerstreut – oder aufgewiesen – werden sollte, ist das, was Benjamin als den »allegorischen Schein« bezeichnete, d.h., die scheinbar natürliche Verknüpfung von Wort/Bild und Bedeutung (Idee) in der allegorischen Verkörperung (ebd., 126). Im Unterschied zur klassischen *Allegorese*, die darauf abzielte, das dem Bild entsprechende Deutungsschema zu rekonstruieren, geht es bei Weigels *Lektüre* der Allegorie um eine Textualisierung des Bildes, die gehalten ist, die Differenz zwischen Bildlichem und Schriftlichem, zwischen Wörtlichem und Allegorischem offen zu halten, so dass sich ein Deutungsfeld eröffnet. Der »Kampf um das Wissen« (Weigel 1994, 125), der sich auch hier an der Frage der Deutungsmacht ergibt, soll sichtbar werden. Der Weg von der Allegorie zu ihrer Lektüre ist nun nicht mehr qualitativ unterschieden: Sie besteht nicht mehr (oder: nicht nur) in einer ideologiekritischen Analyse des Bildes, sondern im Aufweis der in ihr angelegten Spannung zwischen Deutungsfixierung und -veränderung.

112 Weigel 1990, 167f; ausführlicher zum historischen Prozess der Naturalisierung Wenk 1996.

113 Weigel stellte hier ebenfalls eine Beziehung zum Dritten her. Sie verwies auf die Verwandtschaft zwischen Benjamins allegorischen Verfahren im *Passagenwerk*, der Psychoanalyse (bzw. deren allegorischer Verfahren, Weigel 1994, 128f) und Foucaults Beschreibung des vormodernen »ternären Zeichensystems« in *Die Ordnung der Dinge* (Foucault 1974) (ebd., 126).

Dieses Modell der Allegorie sah Weigel als charakteristisch für die Literatur der Moderne an, in der sich spezifische Transformationsprozesse abzeichneten, durch die sich die Gestaltung der Allegorie von der *anderen Rede* zur *Rede der Anderen* wandelte. Damit ist gemeint, dass einzelne vormoderne allegorischen Verfahren (wie Personifikation, indirekte Rede, bildliche Darstellungen) gebündelt zu dem vorherrschenden Textmodell (oder Schriftmodell, als materielles Signifikantengefüge) der Moderne avancierten. Die Konsequenzen, die für das Subjekt beschrieben werden, entsprechen dem Schema der Moderne (vgl. Kap. I.5): Das Subjekt tritt an die Stelle der tradierten Deutungsautorität (und des gegebenen Codes), gerät dabei aber in eine Krise, indem es »radikal in die Ungewißheit der Beziehung zwischen Text bzw. Bild und Bedeutung entlassen« würde (Weigel 1994, 138), also mit den Unwägbarkeiten der Schrift (und des Unbewussten) konfrontiert ist. Im Gegenzug eröffnet sich in Weigels Modell nun die Möglichkeit der Artikulation des Anderen, Verdrängten, und damit auch des Weiblichen und des Körpers, die symbolisch in dieser Position verortet seien.

Allerdings sollte das nicht als Einladung zur Produktion von positiven Weiblichkeitsbildern oder utopischen Konzepten, die sie in früheren Texten durchaus vertrat, verstanden werden (Weigel 1990, 264). Anders als bei Großmaß/Schmerl strebte Weigel nicht den performativen Einsatz eines mythischen Selbstbildes an, sondern bestand auf der Überführung des Bildlich-Imaginären ins Symbolische, denn: »In einer metaphorischen Verwendung, in einer Aktualisierung und Umdeutung mythischer Figuren bewegt man sich zumeist innerhalb der Struktur des Imaginären, in der über Operationen der Identifikation Differenzen verkannt oder ausgelöscht werden.« (ebd., 31). Der Fixierung im imaginären Schema soll auch nicht mit (fiktionalen) *Geschichten* begegnet werden, wie Großmaß/Schmerl es vorschlugen – dies wäre wohl nur als Erweiterung des Imaginären zu verstehen –, sondern es gelte, sie mittels der doppelten Ebene, der selbstreflexiven Dimension des Bildes – wie der Allegorie zweiten Grades – in Fluss zu bringen, um letztlich zu einer *Geschichte* von Frauen zu gelangen. Die Lektüre von Bildern als *Denk- und Erinnerungsbildern*, in denen sich historische Bedeutungsmuster ablagern, fungiert damit als eine Selbsttechnologie, die den Ort des Sprechens über die Konstruktion eines historischen Ortes etablieren will.

Weigels Projekt einer »weiblichen Dialektik der Aufklärung« nahm einige der in den vorigen Kapiteln beschriebenen Topoi aus dem post-strukturalistischen Kontext auf: Mit der Beschreibung des Wandels der Allegorie von einer Figur der Rhetorik zum Verfahren der Schrift schloss Weigel an andere Befunde an, die, wie Bender/Wellbery (1996), eine »Entgrenzung der Rhetorik« unter den Bedingungen der Mo-

derne/Postmoderne konstatierten. Derrida beschrieb dieses Phänomen für die Metapher, die bei ihm zur Grundbedingung des Textes schlechthin avancierte. Die Schrift selbst arbeitet hier gegen die Fixierung im imaginären Schema, indem sie Verschiebungen und Auflösungen bewirkt, und sie enthält einen selbstreflexiven Zug, der auf die Bedeutungskonstruktion verweist (vgl. Kap. II.4.). Das sind auch die Momente, die den mimetischen Verfahren, den feministischen *Echo*-Lektüren, zugesprochen wurden, mit dem, wie bei der Allegorie zweiten Grades, ebenfalls der Abstand zwischen Gesagtem und Nicht-Gesagtem, zwischen dem Geäußerten und dem Verdrängten sichtbar werden soll. In Bezug auf die Formulierung wie auf das Konzept erinnert die Allegorie zweiten Grades allerdings an Kristevas *Thetisches zweiten Grades*, das diejenige Stufe der Bedeutungsbildung bezeichnet, auf der die Generierung von Bedeutung in der poetischen *Mimesis* selbst nachvollzogen wird (vgl. Kap. III.5, 5. u. 6. Abschn.). Auch hier ging es darum, das selbstreflexive Moment von Sprache, wie es in der Literatur der Moderne angelegt ist, zu nutzen bzw. voranzutreiben.

Zwar geht Weigel nicht so weit, ein revolutionäres Potenzial von Schrift bzw. Textpraxis zu behaupten. Wohl aber formuliert sie ein aufklärerisches Anliegen mit der Perspektive auf Veränderung der bestehenden imaginären, symbolischen wie sozialen Strukturen. Damit aber stellt sich erneut die Frage der Instrumentalisierbarkeit der bedeutungszersetzenden und -stiftenden Macht der Sprache, die, wie schon bei Kristeva, ein Dilemma bezeichnet, nämlich zwischen dem Vertrauen auf die bedeutungsverschiebende Macht der Sprache und der Möglichkeit, sie intentional zu forcieren. Besonders deutlich wird dieses Dilemma bei Weigel in der Konzeption des weiblichen Subjekts. Der Macht der Sprache steht das starke, selbstreflexive Subjekt der Kritischen Theorie gegenüber, das dazu angehalten ist, Lektüren und Entzifferungen zu praktizieren, durch die eine Symbolisierung der bildhaften Elemente vorgenommen wird. Anders als Kristeva entwirft Weigel dazu kein »Subjekt im Prozess«, das mit dem Text zugleich hervorgebracht wird. Sondern das lesende Subjekt erscheint als Übersetzer zwischen Bild und Schrift:

»Als lesendes befindet sich das Subjekt dabei gleichsam am Übergang zwischen der einen und der anderen Sprache, in der Position des Übersetzers zwischen heterogenen Darstellungsweisen und -materialien, zwischen leiblichen Artikulationen, flüchtigen Bildern und den Zeichen und Symbolen der Sprache.« (Weigel 1994, 12)

Dieses Subjekt, das als ein lesendes zum Sprechen kommt, bot einen positiven Anknüpfungspunkt auch für feministische Belange der Bedeutungsumwertung.¹¹⁴ Allerdings wurde dieses Subjekt selbst, wie auch die eigene Sprechhaltung, von Weigel nicht thematisiert. Sie erscheint *de facto* als Ergebnis des Lektüreakts, und zwar eines Aktes, der die konstatierte Spaltung (oder Verdoppelung) des Weiblichen als eines aus dem Symbolischen wie dem Sozialen Ein- und Ausgeschlossene im Sichtbarmachen überwinden soll. Hier zeigt sich noch einmal besonders deutlich die feministische Variante des Subjekt-Motivs von »alles oder nichts«, mit der die beiden Positionen vergeschlechtlicht werden – die Position des sprechenden Subjekts ist hier männlich, die des Nichts, des Außerhalbs, wird dem Weiblichen zugeordnet, beide sind zusammengebunden im Topos des »doppelten Ortes«.

Die Seite des »Nichts«, die Nicht-Anerkennung, beschränkte sich hier keineswegs auf den symbolischen Bereich. Denn einerseits sprach Weigel von einer »Entleerung von Bedeutung« durch allegorische Bilder, durch die »Bild und Körper der Frau zum reinen Signifikanten degradiert« würden (Weigel 1990, 168). Zum anderen betonte sie den präskriptiven Charakter kultureller Bilder, die den Körper als »Medium und Austragungsort des Imaginären« einbeziehen (Weigel 1990, 66), also von realen Effekten der Repräsentation. Mithilfe der psychoanalytischen Konzepte des Imaginären und des Unbewussten fragte Weigel nach dem Gedächtnis des Körpers (Weigel 1994, 11), worüber sie eine zwiespältige Analogie von Körper und Bild etablierte. Einerseits ist die Rede von »Verkörperungen« begrifflicher, »immaterieller Vorstellungen« (ebd., 123) in der allegorischen Personifikation, andererseits spricht Weigel von einer nicht thematisierten Kehrseite, nämlich einer »Entleibung, die sich am Material und an den Bildern vollzieht, die zur allegorischen Darstellung ge- und verbraucht werden.« (Ebd.) Der Zusammenhang zwischen der symbolischen Funktionalisierung von Körpern und ihrer realen Vernichtung wird stets offengehalten, aber nicht wirklich ausgeführt, so dass unklar bleibt, ob es sich bei der »Entleibung« um eine symbolische Entwertung des Materiellen handelt, um die Zeichenfunktion von (realen oder dargestellten) Körpern oder aber um eine wirkliche Tötung oder »Mortifikation des Leibes«, wie Benjamin zitiert wird (ebd., 124) bzw. wo diese Aspekte ineinandergreifen. Zumindest läßt sich hier ein Fehlschluss der Materialität des Zeichens konstatieren, denn auch die Zuschreibungen von Eigenbedeutungen zum Signifikanten »Frau« oder »Weiblichkeit« würde das Problem der Abwesenheit realer Frauen aus dem Bild nicht lösen, ist sie doch gerade das Merkmal

114 Etwa für Günter (1997), S.91ff, 164ff.

der Repräsentation. Allerdings suggeriert die Rede von der »Entleerung« einen anderen, womöglich doch utopischen Zustand, in der ein eigentlich Weibliches symbolisierbar würde.¹¹⁵ Gerade diese Zuschreibungen von Eigenbedeutungen erwiesen sich jedoch als problematisch in der feministischen Diskussion.

Zwischen dem feministischen Standpunkt und dem Ethos des Selbst

»Roughly speaking, the problem is how to get to the self without going through the individual«
(Elspeth Probyn)

Die Texte Michel Foucaults bildeten einen gemeinsamen Bezugspunkt, über den unterschiedliche feministische Diskurse zusammenkommen konnten. Dianna Taylor und Karen Vintges zufolge geschah dies vor allem über die ethische Dimension, insbesondere der späteren Texte Foucaults, welche die ethisch-politische Leere (»ethico-political vacuity«, Taylor/Vintges 2004, 3) postmoderner Theorien habe füllen können:

»The final Foucault (who referred to himself as a modernist, not a postmodernist) responds to this threat by appealing once again to responsibility – but not to absolute freedom. For Foucault, responsibility stems from freedom that is discursively situated: it exists in discourses that offer tools and vocabulary that persons can utilize in creating themselves as responsible, ethical, and political – but always discursive – subjects. Foucault thus reintroduces ethical and political agency without falling back upon notices of human essence and truth. He creates a theoretical framework within which to conceptualize ethics and politics in terms of a critical, creative ethos.« (Taylor/Vintges 2004, 3)

Wie Foucault jeweils rezipiert wurde und für welche Ethik er in Anspruch genommen wurde, unterscheidet sich allerdings beträchtlich. So bezog sich Judith Butler auf Foucaults Begriffe von Körper, Selbst und Macht, die sie mit dekonstruktiven Theoremen zum Konzept der diskursiven Konstruktion des Geschlechts und seiner performativen Ausübung verband (siehe Kap. IV.1.). Aber auch den Kritikerinnen poststrukturalistischer oder postmoderner Subjektkonzepte aus dem Spektrum philosophischer oder sozialwissenschaftlicher Standpunkttheorien, eröffnete

115 Eine Alternative dazu stellte der von Silke Wenk gewählte Weg dar, nicht von einer »Entleibung«, »Reduktion« oder »Entleerung« des Signifikanten Weiblichkeit zu sprechen, sondern im Gegenteil von dessen Auffüllung, nämlich um den Bedeutungsgehalt von »Natur«, »Natürlichkeit« etc. (vgl. Wenk 1996).

Foucault, allen Abgrenzungen zum Trotz, die auch noch bei Taylor/Vintges lesbar bleiben, eine Annäherung an eben dieses Theoriefeld, mit dem der eigene Ansatz modifiziert wurde.¹¹⁶ Um eben solche Ansätze soll es im Folgenden gehen. Zur Klärung des Hintergrundes ist zunächst ein Blick auf Standpunkttheorien hilfreich.

Susan Hekman beschrieb die zwei zentralen Grundprinzipien feministischer Standpunkttheorien, die einen weiblichen oder feministischen Standpunkt zu begründen suchten, folgendermaßen: »The original formulations of feminist standpoint theory rest on two assumptions: that all knowledge is located and situated, and that one location, that of the standpoint of women, is privileged, because it provides a vantage point that reveals the truth of social reality.« (Hekman 1999, 38).¹¹⁷

Die Begründungen für einen solchen privilegierten Standpunkt fielen zwar unterschiedlich aus: So wurden in den 1970ern und 1980ern marxistische Konzepte der Ideologiekritik herangezogen, mit denen ein weiblicher Standpunkt als der der »Unterdrückten« begründet wurde (etwa von der Philosophin Nancy Hartsock (1983); ein weiterer wichtiger Begründungsstrang war der Bezug auf die in der Objektbeziehungstheorie formulierte überlegene weibliche Natur (ebd.); unter soziologischer Perspektive wurde der Topos vom »doppelten Ort« als Frauenstandpunkt ausgearbeitet (Dorothy Smith, 1987). Sie alle gerieten spätestens ab Ende der 80er Jahre aufgrund ihrer universalen Ansprüche auf Wahrheit und Geltungskraft in eine Legitimationskrise. Sie wiesen einen inneren Widerspruch auf, den Hekman als selbstdekonstruktiven Mechanismus beschrieb: Eine privilegierte Sichtweise auf die soziale Realität steht einer hegemonialen, männlich konnotierten Perspektive gegenüber, welche als partial und kontingent charakterisiert wird. Damit aber standen sich zwei unvereinbare Auffassungen von Realität gegenüber: Eine, die von ihrer sozialen Konstruiertheit ausgeht, und eine, die den Anspruch vertritt, die wirkliche Realität hinter der Ideologie erkennen zu können. Das führte zu einer unbegründbaren Konsequenz: »[...] while the discourse of the ruling class is ideological, that of the oppressed is not« (Hekman 1999, 34). Das Problem, so Hekman, bestand in der rigiden Trennung von »reality« und »concept« (oder Ideologie), mit der eine gesetzte Realität zum Wahrheitsträger stilisiert wurde: »[...] feminist standpoint is rooted in a reality that is the opposite of the abstract conceptual world inhabited by men [...] and that in this reality lies the truth of the human condition.« (ebd., 37). Auch wenn in den nach-

116 Siehe zu umfassenderen Aufarbeitungen der Relationen zwischen feministischen Ansätzen und Foucault Raab (1998), Taylor/Vintges (Hg.) 2004.

117 Vgl. auch Kap. III.4.

folgenden Ansätzen versucht wurde, der Einsicht Rechnung zu tragen, dass situiertes Wissen *per definitionem* plural ist, und entsprechend das Konzept des einheitlichen Standpunktes mit dem multipler Standpunkte verbunden wurde (etwa Hartsock 1987, Harding 1991), blieb das problematische Konstrukt der »reality of women's lives« bestehen (Hekman 1999, 38; 45).¹¹⁸

Aus diesen Problemen schien Foucault einen Ausweg zu weisen. Taylor/Vintges führten zunächst ein positives Konzept von »Politik als Ethik« an (Taylor/Vintges 2004, 2), das für Feministinnen deshalb attraktiv sei, weil es bei den Einzelnen und ihrer Verantwortlichkeit, also im persönlichen *Ethos* ansetze und zugleich politische Bewegungen, wie die feministische, als offene, kritische Praktiken in den Blick nehme.¹¹⁹ Genau mit diesem Ansetzen an der individuellen Existenz kommt das Konzept der *Ästhetik der Existenz* den Standpunkttheorien nahe. Hekman beschrieb darüber hinaus weitere generelle Überschneidungen, wie erstens die Strukturierung des Bewusstseins durch das materielle/soziale Leben; zweitens wie hegemoniale soziale Gruppen Realität definierten; und drittens die Frage, wie marginalisierte Gruppen ihre eigenen Visionen und Weltansichten artikulieren könnten (Hekman 1999, 33). Im Unterschied zu den genannten Standpunkttheorien kann Foucault in der Tat Wahrheitssetzungen durch historische Genealogien vermeiden und mit seinem pluralen Diskursbegriff den Split zwischen Realität und Bild der Realität umgehen.

Während Foucaults Ansatz also zum einen zugeschrieben wurde, die notwendigen Relativierungen und die Beachtung von Pluralität und Kontingenz, wie sie die Postmoderne-Diskussion bestimmten, einzubringen, so schien er andererseits nicht die Aufgabe des autonomen, handlungsfähigen Subjekts zu erfordern. So jedenfalls in der Sichtweise von Lois McNay (1992), die mit den späteren Texten einen *turn* des Subjekts konstatierte – vom passiven, unterworfenen Subjekt aus *Überwachen und Strafen* (Foucault 1977) zum selbstbestimmen Agenten der »Künste der Existenz«. Dieses Konzept des Selbst käme feministischen

118 Siehe dazu die detaillierte Lektüre von Hekman. Interessant ist auch Hekmans eigener Versuch eines »dritten Wegs«, in dem sie das Konzept des Symbolischen Interaktionismus der Hintergrundannahmen nutzbar machen will, siehe zu Konzept und Kritik Kap. IV.3.

119 »Foucault's notion of ›politics as ethics‹ emphasizes the practice of political commitment by way of a personal ethos. [...] When politics is conceived in terms of ethos, political movements like feminism are seen as shared yet open practices or identities that critique reality and work on its limits without the aid of what Foucault himself refers to as ›blueprints‹. Politics as ethics emphasizes commitment as a critique.« (Taylor/Vintges 2004, 2).

Interessen insofern nahe, als es Subjekte proklamiere, »who are capable of challenging and resisting the structures of domination in modern society« (McNay 1992, 4).¹²⁰

Die Grenzen einer Indienstnahme Foucaults für feministische Standpunkttheorien wurden aber ebenso schnell sichtbar. So betonte McNay die Notwendigkeit von Normen, welche den Standpunkt begründen sollten, und zwar als »safeguard« gegen Machtmissbrauch und Dominanz, was nicht als unangemessene Forderung an das Individuum missverstanden werden sollte, wie Foucault es bewerte (ebd., 8). Außerdem kritisierte sie die dem *Ethos* unterlegte Rationalität als »isolated aesthetic autonomy« (ebd., 180). Anders als Talyor/Vintges erscheint McNay das Selbstkonzept zu »atomisiert« (ebd.), um zu einer Veränderung sozialer Praktiken zu führen.

Schon hier wird deutlich, dass Foucaults Rede von »Freiheitspraktiken« und »Selbstgestaltung« zumindest missverständlich wirkte und dass die *Ästhetik der Existenz* nicht einfach zugänglich oder zu integrieren war – schon gar nicht für eine feministische Identitätspolitik, wie immer sie auch reformuliert ist. Denn nicht nur die Kategorie *Gender* erscheint höchstens am Rande, wie schon de Lauretis (1987) kritisierte. Auch vorgegebene Normen für das Selbst und seine Praktiken, etwa in Gestalt einer positiven, emanzipatorischen Ethik, lassen sich schwerlich finden. Das hat feministische Theoretikerinnen aber keineswegs davon abgehalten, sich auf Foucaults Selbst-Konzepte zu beziehen. Im Folgenden möchte den Ansatz von Elspeth Probyn herausgreifen, der es weniger um eine sinngemäße Umsetzung geht, denn vielmehr um einen strategischen Umgang mit theoretischen Konzepten. Ihre mit Foucault modifizierte Standpunkttheorie ist auch deshalb interessant, weil sie für die im vorigen Kapitel beschriebenen Strategien, Bilder als feministische Selbsttechnologie einzusetzen, ein weitere Begründung anbot.

Wie bei den oben beschriebenen Theoretikerinnen ist es auch das Anliegen von Elspeth Probyn, die pragmatische Forderung nach einem klaren Standpunkt mit der ethischen Forderung nach diskursiver Pluralität und der Absage an absolute Wahrheiten zu verbinden. In *Sexing the Self* (1993) entwarf sie, ähnlich wie de Lauretis und wie Donna Haraway, ein Modell *konstruierter* Standpunkte.¹²¹ Sie fragte nach Möglichkeiten, ein vergeschlechtlichtes/sexualisiertes Selbst (*sexed self*) zur Begründung einer feministischen Diskursposition hervorzubringen (Probyn

120 Darüber, ob sich dieser *turn* vom unterworfenen zum selbstbestimmten Subjekt tatsächlich so bei Foucault findet, wurde vielfach gestritten: Siehe zur Gegenposition Kap. II.5, 2. Abschn.; zur Diskussion Honneth/Saar (Hg.) 1993.

121 Zu Ähnlichkeiten und Unterschieden siehe Pritsch 2004.

1993, 1) und bezog sich dabei explizit auf Foucaults Konzept des *kritischen Ethos*. Wie bei de Lauretis ist die Selbstkonstruktion als ein kollektiver Prozess gedacht, ohne jedoch ein kollektives Subjekt zum Ziel zu haben: »[...] the self does not have to stand in for all other blacks, Jews or Indians.« (ebd., 31). Die Geschlechterdifferenz sollte dabei nicht vorausgesetzt werden, wohl aber als Erfahrung Eingang finden in die Subjektform und als solche reflektiert werden. Entsprechend gelte es, auf zwei Ebenen zu agieren:

»I do want to insist upon the necessity of bringing together a recognition of the ontological affectivity of being gendered and an epistemological critique of the production of that affectivity. This in turn requires that we problematize and put to work the felt facticity of material social being. In short, that we privilege the positivity of the experiential within the epistemological project of articulation.« (Probyn 1993, 168)

Dieser Ansatz, das Positive und das Kritisch-Reflexive zusammenzubringen, leitete Probyn aus Foucaults Hermeneutik des Selbst bzw. aus dem Konzept der Selbstsorge ab (vgl. Kap. II.5). Dementsprechend bestimmte sie das Selbst als eine Praktik, die als »theoretical articulation« oder »analytic tool« (ebd., 135) eben die Wirklichkeit durchschneide (»cut into that real«, ebd.), die es hervorbringe. Probyn bezog sich auf Foucaults Ansätze, um das autonomen Individuums umzuformulieren zu einer nicht-individuellen, vielschichtigen Subjektivität. Damit war für sie ein dritter Weg gefunden zwischen dem Subjekt als ein vollständig determiniertes, das im Sinne Althusser unter den ideologischen Apparat unterworfen erscheint, und dem authentischen Individuum, zu dem es keine Rückkehr mehr geben könne (ebd. 134f).

Im Unterschied zu Foucault, aber ähnlich wie in den anderen in diesem Kapitel vorgestellten Ansätze, bestimmte Probyn die Produktion von Bildern als eine privilegierte Strategie, um neue diskursive Positionen zu artikulieren. Dabei steht die kognitive wie imaginäre Kraft von Bildern im Vordergrund, welche, wie im hermeneutischen Verständnis der Metapher (siehe Kap. II.2), sich vor allem durch ihre Brückenfunktion zwischen disparaten Elementen auszeichnet. Das Bild übte auch bei Probyn nicht eine reine Repräsentationsfunktion aus, sondern stellte ein kognitives Werkzeug des Denkens wie der Wirklichkeitskonstruktion dar: [...] images are not [...] »what I think«, but rather »what I think with« or, again, »that by which what I think« is able to define itself.« (Probyn 1993, 91)¹²². Neben den Möglichkeiten zur *Konstruktion* betont Probyn

122 Probyn bezog sich auf ein Bild.Konzept von Michèle LeDoeuff (1979). Dabei werden keine Unterscheidungen getroffen zwischen »Begriff«,

die der *Reflexion*. Dadurch, dass sich die sozialen Bedingungen der Bildproduktion selbst ins Bild eingeschrieben hätten, enthielten die Bilder immer auch ein selbstreflexives Moment. Darüber wird eine Verbindung gezogen zwischen dem Diskursiven und dem Sozialen. Probyn entwirft nun das Selbst als ein solches Bild, das seinen eigenen Reflexionsrahmen über den jeweiligen Blick auf Realität entwickle:

»Re-figuring the self as an image, we can begin to locate feminist speaking positions within a tactical use of images as points of view. In this way, the self works at a discursive level, operating epistemologically within various systems of thought. The self is made to designate and allow for certain configurations of knowledge to proceed, and concurrently to function at (but not necessarily indicating a correspondence to) an ontological level. (Probyn 1993, 92)

Zugleich ist das Selbst als eine soziale Realität gedacht, die diskursive Strukturen aufbrechen könne. Damit ist das Selbst also als ein doppelter Prozess beschrieben, in dem erfahrungsbezogene Selbstpraktiken quer zu Wissensdiskursen liegen, während theoretische Praktiken die Kohärenz des Selbst über die Reartikulierung öffnen sollen. Das Selbst bezeichnet also sowohl die Aktivität der »Theorie« wie des »Seins« (*being*) als »mode of holding together the epistemological and the ontological« (ebd., 1993, 4).

Probyns Modell zeichnet sich durch eine paradoxe Bestimmung des Selbst innerhalb und außerhalb der Macht aus, ähnlich wie die frühen feministischen Positionierungen des Weiblichen in Bezug auf das Symbolische als »Ein- und Ausgeschlossene«. Zur Beschreibung dieses Selbst-Modells bedient sich Probyn des Bildes der *Falte*, welches sie Deleuze Foucault-Lektüre entlehnt. Das Selbst erscheint hier als Effekt einer Verdoppelung, durch die ein Innen als »Faltung« des Außen entsteht. Während Deleuze dieses Bild verwendete, um den topologischen Charakter von Seinsweisen, die bei Foucault beschrieben werden, zu benennen, setzte Probyn es strikt in Bezug auf den sozialen Kontext ein, der das Selbst mit sich und seiner Umgebung verbindet:

»Thus the line of the outside is folded, and refolded against the inside along a series of ›optional‹ practices involved in the relation of self to self and to selves. As Deleuze argues, ›This is subjectification: to bend the line so that it comes back upon oneself › [...]. The production of subjectification then allows us to envisage ways of living with ourselves and with others. « (Probyn 1993, 129; Zitat Deleuze 1990, 154)

»Zeichen«, »Metapher« etc. Ich verstehe das Bild hier im Sinne einer kognitiven Metapher, die Wissen und Wahrnehmung strukturiert.

Insofern dieses Selbst-Konzept jede Dichotomie von innerem Selbst und sozialem Äußeren durchkreuze, so Probyn, offeriere es nicht nur »a model of individuation without an individual« (Probyn 1993, 128), sondern könne auch zu sozialer Transformation beitragen, indem es neue Wege aufzeige »of experiencing oneself in relation to others« (ebd.).

Die Überwindung von Subjekt-bestimmenden Dichotomien, wie die zwischen der Positionierung im Inneren oder im Äußeren hegemonialer Diskurse, zwischen dem Selbst und dem Sozialen und dem Epistemologischen und Ontologischen ist Probyns erklärtes Ziel. Aber dieser Bewegung der Grenzüberschreitungen konkurriert mit der klaren Zweiteilung des Selbst in ihrem eigenen Konzept. Die Unterteilung in eine ontologische und eine epistemologische Ebene läßt sich auch als Entsprechung zur Kantianischen Unterscheidung zwischen dem Bewusstseinssubjekt und dem empirischen Subjekt lesen. Diese Unterscheidung zwischen einer Sphäre der Wissensproduktion und einer der Existenz hatte Foucault zurückgewiesen (Foucault 1987a, 1987b). So erscheint denn auch Probyns Forderung nach Selbstreflexion in Gestalt einer formalen Norm weitaus voluntaristischer, als in Foucaults Ethos des Selbst, das weiterhin konstitutiv in diskursive Macht eingebunden bleibt. Bei Probyn dagegen liefern kollektive Praktiken der Selbstreflexion nicht nur ein verlässliches Bild der Realität, sondern eröffnen auch Überschreitungsmöglichkeiten durch »folding of the lines«. Das Bild der Falte, das ursprünglich strukturelle Prozesse der Subjektivierung bzw. der Macht bezeichnete, erscheint nun wortwörtlich gelesen als individueller (bzw. kollektiver) Akt der Subjektproduktion.

Doch diese Praktik erscheint bei Probyn nicht allein als *misreading*, sondern wird als methodisches Vorgehen speziell für einen feministischen Umgang mit Theorien propagiert. Probyn zufolge handelt es sich um die »Transposition« eines theoretischen Konzeptes »from the status of a system to that of a *point of view* oriented theoretical intent« (Probyn 1993, 89).¹²³ Im Vordergrund steht hier nicht die Frage einer »richtigen« Verwendung von Theorien, sondern die einer pragmatischen Aneignung und Verortung im sozialen Kontext im Dienste ihrer Veränderung. Probyn konstatierte eine solche Aneignungsform bei de Beauvoir:

»The trick is to articulate »an involvement in the real« with the reference-point of a certain philosophical project. Thus, one can argue that de Beauvoir viewed existentialism from a very localized point and that this point of view changed the parameters of what she saw. The image is bent, or refracted, by being tied to the primacy of an involvement in the real. The discursive image is thus »worked over« by the very materiality it describes.« (Probyn 1993, 89)

123 Zur Transposition siehe Kristeva 1974, 60 und Kap. III.5.

Dieser »Trick« erscheint tatsächlich magisch: Wie kann das diskursive Bild »überarbeitet« werden »durch die Materialität, die es beschreibt«? Auf den ersten Blick könnte die Formulierung auf solche Effekte weisen, wie sie Menke für negative Ästhetiken beschrieben hatte, nämlich den Bruch von automatisierten Bedeutungen durch die Hervorhebung der Materialität der Darstellung (vgl. Kap. I.5, 2. Abschn.). Die Selbstsubversion von Bedeutung ist aber nicht das vorrangige Ziel Probyns, im Gegenteil erhält die Materialität nun eine eigene Überzeugungskraft als unbefragbares, evident Faktisches. Entgegen der konstruktivistischen Herangehensweise erhält das Bild seine realistische Funktion wieder zugesprochen (wobei in Probyns Modell der *Faltung* beide Auffassungen, eine realistische wie eine konstruktivistische, auf zwei verschiedenen Ebene koexistieren können).

Letztlich scheint Probyns Lektüre einer ähnlichen Strategie zu folgen wie die, die für de Beauvoir beschrieben wurde: Eine strategische Lektüre, welche das Bild der *Falte* einsetzt, um die zunächst getrennten Ebenen des Ontologischen und Epistemologischen bzw. nun des Sozialen und des Diskursiven zusammenzuhalten. Die Ebenen von Realität und Repräsentation, die aus Legitimationsgründen getrennt werden, erscheinen hier mit dem Bild der Faltung wieder in Bezug zu einander gebracht. Damit sind jedoch referenzielle Fehlschlüsse (wie für die literalisierenden Lektüren beschrieben) vorprogrammiert, insofern Bilder nun für die Realität selbst genommen werden, ebenso wie die Refigurierung von (Selbst)Bildern für die unmittelbare Transformation sozialer Verhältnisse. Während der instrumentelle Gebrauch von Bildern also angelegt ist, Konzepte und Theorien für eigene Zwecke zu verwenden, insbesondere, um einen Standpunkt zu kreieren, so riskiert er, ein Verständnis unmittelbarer Realität wieder einzusetzen, der als Legitimation des gewählten Standpunktes dient. Zudem wird suggeriert, und das gilt ebenfalls für die Ansätze von de Lauretis und Großmaß/Schmerl, dass Realität willentlich durch selbst-erfundene Bilder verändert werden könne.

7. Selbst-Politik

Zusammenfassend stellt sich die Frage, inwiefern es den feministischen Ansätzen, die angetreten waren, die Vorstellungen des scheinneutralen, autonomen Subjekts zu unterlaufen bzw. ihnen etwas entgegenzusetzen, gelungen ist, die unproduktiven Polaritäten zu vermeiden oder aufzulösen, durch welche die Problematik des Subjekts in Erscheinung trat. In der bisherigen Arbeit hatte ich drei Problematisierungen oder Dilemmata des Subjekts hervorgehoben: Erstens die absolute Bestimmung von

Mangel oder Sein, die das »ganze« Subjekt unter Unterwerfung des anderen privilegiert, zugleich aber mit dem Leiden an der Mangelhaftigkeit verbunden ist; zweitens die Verwendung unterschiedlicher ästhetischer Strategien, die verschiedenen Sprach- und Erkenntnismodellen angehören, sowie drittens die ethische Gegenüberstellung von Ästhetik und Politik und deren Möglichkeiten, partikuläre bzw. universale Ansprüche ein- bzw. aufzulösen. Diese sollen nun nochmal in Augenschein genommen werden: Zunächst geht es um die Frage nach der Subjektvorstellung, dann um die Frage der ästhetischen Strategie und das Verhältnis von (literarischer) Sprache und politischer Zielsetzung, die schließlich auf das Repräsentationsdilemma »zwischen Be- und Entnennung« zuge-spitzt werden soll.

Generell hat sich gezeigt, dass ästhetische Strategien im feministischen Kontext eine wichtige Rolle spielten, sowohl für Strategien der Selbst-Setzung als auch für die der Verschiebung vorgegebener Repräsentationsformen. Dabei erschien das Verhältnis von »Text« und »Leserin«/»Autorin« von Beginn an als gespalten – ein Befund, der nicht nur für die Literaturwissenschaftlerinnen der 70er Jahre galt, sondern der im Rahmen des Projekts, eine »weibliche« Literaturgeschichte zu erstellen, ebenfalls für schreibende Frauen quer durch die Jahrhunderte konstatiert wurde. Theoretisch wurde daraus die Konsequenz eines doppelten Vorgehens gezogen, das sich affirmativ auf ein weibliches Subjekt bezog, negierend auf geschlechterhierarchische Strukturen des Symbolischen. Diese Strategie wurde unter die Leitbegriffe von »negativer Theorie und positiver Politik« (de Lauretis 1993) gefasst oder »negativer und positiver Hermeneutik« (Schweickart 1996, ähnlich auch Showalters Unterscheidung von *Feminist Critique* und *Gynocritics* 1979) oder die Einteilung in »Defiguration« und »Refiguration« (Vinken 1992).

Die Begriffe »positiv« und »negativ« werden jedoch zuweilen irreführend gebraucht, insofern sie sich, wie im vorangegangenen Kapitel deutlich geworden sein sollte, auf verschiedene Ebene beziehen. Deshalb zunächst noch ein Wort dazu: Zum einen werden sie in Bezug auf eine ästhetische Strategie auf formaler Ebene verwendet: »Positiv« meint hier ein Verständnis von Text als Spiegel des Wirklichen, Schreiben als Realitätsvergewisserung, was mit einem bestimmten Subjektmodell gekoppelt ist, nämlich das der integralen Ganzheit, in dessen Dienst der Text steht (Greiner-Kemptoner 1994). »Negativ« meint eine Schreibstrategie der ästhetischen Moderne, die sich mittels paradoxer, fragmentarischer u.a. Mittel negierend auf ein Verständnis von kohärenter, auf logischen Strukturen beruhender Wirklichkeit bezieht sowie auf die Vorstellung der unmittelbaren Abbildbarkeit in Sprache. Irritiert werden soll hier das »automatische Verstehen« (Menke 1991), allerdings, um

auf einer Tiefenebene die brüchige Beziehung des (fragmentierten) Subjekts zur (fragmentierten) Wirklichkeit aufzuheben (vgl. Kap. I.5). Als dritte ästhetische Beziehung zwischen Subjekt und Wirklichkeit hatte ich die dekonstruktive angeführt, mittels derer eine Verwobenheit zwischen Ich und Welt thematisiert werden kann (wiederum negativ), die auf der Anerkennung und Affirmation heterogener Prozesse (des Unbewussten, des Anderen) basiert.

Zum anderen beziehen sich »positiv« und »negativ« auf politisch-ethische Beurteilungen auf der Inhaltsebene. Sie sind das Ergebnis ideologiekritischer – also nicht ästhetischer – Lektüren, in denen feministische Vorstellungen eines weiblichen Selbst oder Subjekts affirmiert, als »männlich« oder »patriarchal« bewertete Vorstellungen von Frau und Weiblichkeit hingegen kritisiert wurden. Insofern etwa die von de Lauretis angeführte »negative Theorie« im Feminismus auf eine entlarvende, kritische Lektüre abzielte (also im allgemeinen Sinn auf eine Bedeutungs-destruierende), kann sie sehr wohl positiv sein, wenn sie weiterhin ein Abbildverhältnis zwischen Text und Wirklichkeit annimmt. Die Bedeutungsebenen müssen jedoch nicht in Widerspruch zueinander stehen: So favorisierte etwa Showalter in ihren *Gynocritics* (1979) positive Weiblichkeitsmodelle, die mit einer affirmativen, realistischen Schreibweise einhergehen.

Komplementäre Repräsentationsformen: Subjekt und Schrift – Weiblichkeit und Männlichkeit

Die Lektüregeschichte des weiblichen Subjekts der 1970er/80er Jahre, wie sie in den vorangegangenen Kapiteln erzählt wurde, zeigt sich in großen Teilen als eine komplementäre Erzählung zum traditionellen – nicht markierten, aber männlich gedachten – Subjekt (dargestellt in Teil I und II dieses Buches): Die Entwicklungsgeschichte des modernen Subjekts mit seiner Ambivalenz einer zwischen Körper und Geist, Ich und Welt gespaltenen Verfasstheit und dem Wunsch nach Ganzheit (vgl. Kap. I.4) bot die Voraussetzung und den Ansatzpunkt für feministische Bestimmungen des Weiblichen. Als *das Andere* sollte es in phantasmatischer Weise dieses Begehren nach Vollkommenheit befriedigen – sei es in der Repräsentation von Natur, in idealisierter Ganzheit oder Mangelhaftigkeit. Die Frage nach dem Status dieses Anderen, nach dem Verhältnis von Repräsentation und Repräsentierten sowie die nach dem Ausweg aus den als Zwang empfundenen Darstellungsformen bildete den Hauptantrieb feministischer Theoretikerinnen. Schon de Beauvoir beschrieb die Zuweisungen an das Weibliche als ein Konstrukt, welches das männliche Subjekt stützen sollte (ohne diese Subjektform allerdings

in Frage zu stellen). Die Dynamik des »Alles oder Nichts« erschien so nicht allein bestimmend für das Subjekt, sondern prägte die Geschlechterdifferenz. Im Gegenzug wurde die geschlechtliche Bestimmtheit des Subjekts in dieser Dynamik lesbar.

In seinem positiven Entwurf – das Subjekt als sinnhaftes Zentrum der Welt – gab es für die früheren feministischen Ansätze keinen entsprechenden Ausgangspunkt; hier wurde der »Tod« (oder die »Tötung«) des Weiblichen der komplementäre Bezugspunkt. Die theoretischen und praktischen Bemühungen zielten jedoch auf den Entwurf eines weiblichen Subjekts, welches eine entsprechend zentrale Funktion einnehmen sollte. Die positiven Subjekt-Konstrukte zielten auf zwei zentrale Funktionen des traditionellen Subjekts, nämlich die Absicherung von Repräsentationen, insbesondere von Selbstrepräsentationen, also die Autorfunktion, sowie generell die Vermittlung zwischen Ich und Welt zur Selbstkonstituierung (siehe Kap. I.5). Die jeweilige Ausgestaltung beschränkte sich jedoch nicht auf die bloße Übernahme des Bewusstseins- oder Handlungssubjekts. Mit dem nun konstitutiv vergeschlechtlichten Subjekt steht an prominenter Stelle das *situierete Subjekt*, das unter ideologiekritisch-materialistischen Vorzeichen entworfen wurde. Das weibliche (oder männliche) Subjekt sollte nicht als ein vom Kontext abgelöstes, rationales und universales Bewusstseinssubjekt verstanden werden, sondern als ein partikulares, in einem soziohistorischen Kontext situieretes Körper- und Erfahrungssubjekt. Der nicht-autonome Zustand erscheint nicht mehr als Bedrohung, sondern als konstitutiv für das Subjekt. Im Kontext der Literaturwissenschaft diente das situierete Subjekt als Grundlage für die Konstrukte der weiblichen Leserin bzw. Autorin (und abgeleitet, der weiblichen Schreibweise) (Schweickart, Showalter, Bürger). Während hier die Absolutheit des Subjekts plausibel über die Einbettung in den sozio-kulturellen Kontext relativiert wurde, konnte ein überlegener Wahrheitsanspruch nun aber gerade nicht mehr begründet werden. Das weibliche Subjekt wurde entsprechen als ein Konstrukt erkannt, und sollte dann unter dieser Einschränkung zum Einsatz kommen (die »Hypothese Frau« bei Showalter, ähnlich auch Modleski, Miller, bis hin zur bewussten metaphorischen Konstruktion bei Großmaß/Schmerl). Foucault gab hier weitere Impulse zur Verknüpfung von Individuum und Politik unter dem Vorzeichen von Pluralität auf einer diskursiven Ebene (Kap. III.6).

Einen anderen Weg wählten Cixous, Irigary und Kristeva, die das Leiden am Mangel als selbstgeschaffenes Produkt männlicher Herrschaftsansprüche denunzierten. Dem wurde eine andere, weiblich (bzw. semiotisch) geprägte Struktur des Symbolischen entgegengehalten, über die Frauen zu weiblichen Identifizierungen kommen sollten. Das Ideal

der Ganzheit und Autonomie wurde abgelöst durch das des Fließens, der Verbundenheit, des Prozesshaften, durch das Herrschaftsbeziehungen vermieden werden sollten. Auch unter dieser Perspektive von Weiblichkeit als Differenz wurde die Rolle des Kollektivs aufgewertet als produktives, subjektivierendes Moment, welches die Vorstellungen der strikten Individualität relativierten. Aber bereits zu Beginn der 1980er Jahre wurde bezweifelt, dass das Symbolische unter Beibehaltung der strikten Geschlechterdifferenz, durch die es strukturiert ist, tatsächlich verändert werden könne (Silverman 1983). So erschien das weibliche Imaginäre als eine pure Setzung, welche die Geschlechterdifferenz, statt sie aufzulösen, nur verstärkte.

Im Unterschied zum traditionellen Subjekt erschien weibliche Subjektivität nicht als gegenwärtiges, sondern galt in den besprochenen Entwürfen entweder als ein Zukunftsprojekt (v.a. de Beauvoir, Millett, Fetterley, Irigaray, de Lauretis, Cornell) oder aber als Vergangenheitsspur, die erst entziffert werden musste (v.a. Showalter, Weigel, Bürger). Damit erscheint sie immer schon als Konstrukt, als etwas, das es zu rekonstruieren bzw. zu konstruieren und zu setzen gilt. Im Unterschied zu den thematisierten nicht-feministischen Ansätzen wurde dieser Setzungsscharakter nicht notwendigerweise als Subjekt-dezentrierend verstanden, sondern als ein kollektiver, politischer Akt und damit als Voraussetzung für die angestrebte Subjektivität (insbesondere de Beauvoir, Schweickart, de Lauretis).

In seiner negativen Konnotation – das Subjekt als vorgegebene, einengende Form – entsprachen sich feministische wie nicht-feministische Bewertungen: Sowohl den fixierenden Status des Subjekts als auch den des weiblichen Nicht-Subjekts galt es zu überwinden bzw. aufzulösen. Während für die nicht-feministische Repräsentationskritik der *Begriff* (des Bewusstseins-Subjekts) zum Ausgangspunkt der Dekonstruktion wurde (Kap. II.1), lautete der feministische Ausgangsbefund, dass es für »Frau« oder »Weiblichkeit« einen Begriff gar nicht gäbe, der etwas Eigenständiges bedeuten würde. Stattdessen erschienen sie immer schon als *Metapher* (III.5). Die Repräsentationsfunktion von Weiblichkeit, eine Metapher für Männlichkeit darzustellen, hatte schon Millett in ihrer wörtlichen, »untheoretischen« Lektüre von Literatur erkannt. Mit der Zuwendung zu Poststrukturalismus und Psychoanalyse konnte dieser Befund theoretisch untermauert werden (Felman u.a., Kap. III.5). Zunächst galt eben diese Metaphorizität als Mangel des Weiblichen, nämlich als Mangel an authentischem weiblichen Sein. Diese wirkmächtige Vorstellung motivierte die feministische Kritik zu den oben genannten positiven Repräsentationsformen, seien es konkrete Frauen-Darstellungen (von Millett bis Schweickart), Gegenentwürfe weiblicher Differenz

(von Showalter bis Irigaray) sowie Verortungsansätze (Weigel, de Lauretis). Ihnen gemeinsam ist das Anliegen, sozusagen »hinter« einer verdeckenden Repräsentation eine angemessenere Seinsweise oder, in relativierter Form, bessere Existenzformen aufzudecken oder zu ermöglichen.

Eine weitere Strategie im Umgang mit der Metaphorizität des Weiblichen bestand darin, mittels Umwertungen die Spiegelfunktion der Metapher für eigene Zwecke nutzbar zu machen (Großmaß, Kap. III.6). Das erwies sich jedoch in dem Maße als zu kurz gegriffen, als die Repräsentationsfunktion des Weiblichen, insbesondere des weiblichen Körpers, auf struktureller Ebene nicht in Betracht gezogen wurde. Umwertungen rein auf der inhaltlichen Ebene erschienen als wenig vielversprechend, da sie die Gleichsetzung von Weiblichkeit und Signifikant nicht antasteten (Eiblmayr, Weigel).

Die Weiblichkeitsmetapher reiht sich ein in die generelle Spiegelfunktion der Metapher für das Subjekt, wie sie von Konersmann beschrieben wurde (Kap. II.2.). Zugleich wird darüber die geschlechtsspezifische Hierarchie des Spiegel-Mechanismus⁴ deutlich, die bei Konersmann unbeleuchtet blieb. Denn während die Eigenschaften der Metapher zur Bestimmung des Subjekts herangezogen wird – semiotisch gesprochen werden die Signifikate »Uneigentlichkeit«, »Vieldeutigkeit«, »Instabilität« auf das Subjekt übertragen –, so verläuft es bei »Weiblichkeit« andersherum: sie wird zum Signifikanten, zum Bedeutungsträger eben dieser Signifikate. Die Übertragung geschieht also auf einer anderen Ebene.

Als Strategie gegen die fixierende Festschreibung wurde in der feministischen Dekonstruktion, analog zur nicht-feministischen, auf die selbstdekonstruktiven Verfahren der Schrift gesetzt: *Metonymie*, *Allegorie*, *Travestie* galten als Repräsentationsformen, durch die Weiblichkeit als (Selbst-)Differenz artikulierbar wurde (Kap. III.5.). Die Bestimmung als nicht-fixierende Trope war das Gegenmodell sowohl zum »phallogozentrischen« Subjekt-Begriff als auch zur (als bedeutungsfixierend verstandenen) Metapher. Unter dekonstruktiven Vorzeichen verschob sich die Ebene des Seins zu einer der sprachlichen Repräsentation, aus dem Mangel an Sein wurde ein *Mangel an Eindeutigkeit* (Felman), der schließlich als unhintergebar für alle Bedeutungsbildung, also auch für die der Geschlechterdifferenz, gesetzt wurde (auch Menke, Vinken u.a.). Die soziale Situierung wich hier einer referentiellen Verschiebung, das Modell der Verortung dem eines seriellen Prozesses fortlaufender Bedeutungssetzungen und -Verschiebungen. Ausgewiesen als Travestie (Felman) oder *Prosopopöie* (Menke) sollte Weiblichkeit als ein Akt der Bedeutungssetzung sichtbar werden. Daran, was zuvor als das grundle-

gende Dilemma empfunden wurde, dass Weiblichkeit nämlich als Signifikant beliebigen Bedeutungszuschreibungen ausgesetzt war, änderte sich dadurch gerade nichts; eine irgendwie geartete Verfügungsgewalt unter feministischem Vorzeichen war erst recht nicht in Sicht.

Zudem blieb der Status der weiblichen Differenz uneindeutig: Erschien sie zum einen als Verfahren der Bedeutungskonstitution, wurde sie zum anderen in Verbindung mit Existenzweisen von Frauen gebracht. Symptomatisch für die Unentschiedenheit ist der Kommentar von Barbara Vinken, der hier in Bezug auf »weibliche« bzw. »männliche« Arten des Lesens Unterschiede und Ähnlichkeiten behauptet:

»Während es klar sein sollte, daß es sich bei der männlichen oder weiblichen Variante des Lesens nicht um biologische Beschreibungen handeln kann, weil einige Männer ›wie Frauen‹, die meisten Frauen aber ›wie Männer‹ lesen, so ist doch wichtig, daß Frauen und Männer kein gleichartiges Verhältnis zur Differenz haben, die es zu lesen gibt.« (Vinken 1992, 17)

»Weiblich« wie »männlich« bezeichnen bestimmte Verfahrensweisen, und zwar die Aufmerksamkeit für Differenzen in der dekonstruktiven (»weiblichen«) Lektüre und deren Vernachlässigung in der repräsentationslogischen, auf Referenzen bezogenen (»männlichen«) Lektüre. Zugleich wird eine zuvor kritisierte referentielle Lektüre von »Männern« und »Frauen« in Bezug auf die weiblich konnotierte Differenz nahegelegt, der konkrete Bezug aber offen gelassen.

Dass zumindest in feministischen und nicht-feministischen Lektüren unterschiedliche Interessen vorherrschend waren, ist jedoch offenkundig. So diente die Dekonstruktion des traditionellen (Bewusstseins)Subjekts zunächst unterschiedlichen Zielen, wie auch Bossinade feststellte: »Während das verschwindende Universalsubjekt die unterdrückte poetische Eigendynamik des Textes freigeben soll, stellt das erscheinende Subjekt ›Frau‹ das Verdrängte eines androzentrischen Dichterkonzepts dar.« (Bossinade 2000, 143). Die beiden Elemente *Text* (im Sinne von Schrift) und *Weiblichkeit* konvergierten in eben jenem Begriff der »Differenz«, die unter poststrukturalistischen Vorzeichen textuelle wie sexuelle Differenzen umfasste bzw. gleichsetzte (vgl. Moi, Barthes). Ebenso näherten sich »Textkörper« und »weiblicher Körper« an bzw. fielen auf prekäre Weise zusammen (Cixous, Weigel).

Während die Polarität von Subjekt und Schrift auch die Geschlechterdifferenz stabilisiert, so bedeutete interessanterweise die Dekonstruktion des Subjekts noch nicht automatisch die Dekonstruktion der Geschlechterrepräsentation. Vielmehr schien sich aufs Neue Weiblichkeit mit der Repräsentationsform als solcher (Schrift, Metapher, Metonymie

bzw. dem Zeichenkörper allgemein) zu verbinden, wie Weigel (1989) kritisierte. Problematisch an dieser Lesart war zwar die Tendenz zur Verdinglichung, mit der die Gleichsetzung wörtlich genommen und das angestrebte Uneigentliche als Eigentliches erneut fixiert wurde, so dass diese Wendung lediglich als ein Austausch von Charakteristika, nicht aber als strukturelle Veränderung in den Blick kam. Eben die strebte Derrida mit seiner strategischen Sexualisierung von Sinngebungsprozessen an: Das Männliche, »Phallogozentrische«, wurde dafür mit dem Subjekt und der Setzung von hierarchischen Gegensätzen in einen Zusammenhang gebracht, das Weibliche dagegen mit *différance* und *Bejahung*, so dass es als Name für den Nachweis fungierte, »daß und inwiefern diese Entgegen-Setzung von dem abhängt, was wie herabsetzt und abwertet [...], um sich so als bloße Parade oder Fiktion der Herrschaft zu erweisen.« (Bennington 1994, 222f).

Nichtsdestotrotz bleibt die Wahl der Benennung ambivalent. Denn die intendierte Verunsicherung des philosophischen Diskurses durch das »Aufpfropfen« von Wörtern aus dem »sexuellen Register« (Bennington/Derrida 1994, 233) erweist sich als eine wiederholte Vergeschlechtlichung. Zwar verweist sie einerseits die auf die durch die Geschlechterdifferenz strukturierten Machtverhältnisse und den Setzungscharakter von »weiblich« und »männlich«, andererseits kann sie jedoch das Problem des Repräsentationalismus nicht auflösen: Die Benennung des Unnennbaren als weiblich. Die von Bennington hinzugefügte Erläuterung, eine solche erneute Bedeutungsfixierung durch Metaphorisierungen sei nun mal im dekonstruktiven Verfahren nicht auszuschließen, wolle man nicht erneut in phallogozentrische Strukturen verfallen (ebd., 233f), erscheint unbefriedigend. Denn was mit der hierarchischen Umwertung von Weiblichkeit aus dem Blickfeld gerät, ist der Pol der Männlichkeit: Ist das Subjekt einmal dekonstruiert, scheint Männlichkeit aus dem Repräsentationssystem herauszufallen.

Wenn Weiblichkeit zu Schrift verschoben wird, was also passiert mit dem Männlichen auf der Subjektseite? Zunächst hat es den Anschein, als ob mit der Umkehr der Hierarchie, mit der das Weibliche nicht mehr als untergeordneter Gegenpol zum männlichen Subjekt betrachtet wird, sondern in der verdrängten Gestalt der *différance* zur Bedingung der Subjektkonstitution wird, der Einsicht in den relationalen Charakter des Geschlechts Rechnung getragen würde: »Tatsächlich gibt es kein ›für sich sein‹ in der Repräsentation der Geschlechter – für beide eine narzißtische Kränkung«, heißt es zur Repräsentationsproblematik bei Schade (1987, 243). Die Frage nach dem Männlichen aber gibt Rätsel auf. Denn während das Weibliche fortgesetzten Metaphorisierungen unterliegt, die jedoch alle im Feld möglicher Artikulations- und Dar-

stellungsformen verbleiben (Schrift, Rhetorik, Prosopopöie etc.) sollte das männlich konnotierte Subjekt dem *Entzug* von Bedeutung ausgesetzt werden. Das heißt, sobald die metaphorische Verfasstheit des Männlichen und die geschlechtliche Verfasstheit des Subjekts in den Blick kam, ging es darum, Bedeutung abzuziehen und Remetaphorisierungen wo möglich zu unterbinden. Remetaphorisierungen des Subjekts in Form des »Projektils« bei Derrida oder des »Hohlraums«, der »Leerstelle« bei Foucault sind Minimalbestimmungen, die das Subjekt auf die pure Möglichkeit eines Ortes/Raumes reduzieren, um der Alternative von Sein und Mangel zu entgehen (vgl. Kap. II. 4 + 5.). Damit wird der Signifikant »Subjekt« also seiner Signifikate entleert, übrig bleibt der »reine« Signifikant als materielle Grundlage von Bedeutungsmöglichkeiten. Auf diese Weise erscheint das Subjekt (bzw. das, was von ihm übrig geblieben ist) zunächst entsexualisiert, eine irgendwie geartete Männlichkeit wird damit ins Außerhalb der Signifikationsprozesse verwiesen.¹²⁴ Andererseits erinnert nun genau diese Formulierung an Lacans Bestimmung des *Phallus* (der »Signifikant ohne Signifikate«, vgl. Kap. II.3). Zwar steht dieser für den phantasmatischen Charakter von Geschlechtsidentität wie Symbolisierungen generell, läßt aber in dieser Allgemeinheit zweifelhaft, dass eine Ent-Genderung sowie die Abweiserung der Mangelstruktur gelingen könnte.

Damit wiederholt sich also die von Peter Bürger beschriebene Struktur des »alles oder nichts« – allerdings nicht für das Subjekt *per se*, sondern für Männlichkeit: Außerhalb einer sinnbegründenden Universalität scheint es zwar noch einen Raum für Subjektivität, nicht aber einen sprachlichen Ort für »das Männliche« zu geben. »Das Weibliche« hingegen erscheint weiterhin der Vervielfachung seiner Signifikate unterworfen, welche zwar fixierte Bedeutungsbindungen verunsichern, aber letztlich nicht aufzulösen vermögen, wohl aber weiterhin Unnennbares verkörpern.

Eine Alternative zur Opposition von (männlichem) Subjekt und (weiblicher) Schrift fand sich zum einen in Kristevas »Subjekt in Prozess«, in dem durch die Schrift eine Subjektivierung in Aussicht gestellt wurde, und zwar sowohl für Frauen als auch für Männer. Allerdings erschienen auch hier die Signifikationsprozesse vergeschlechtlicht (Kap. III.5). Ein weitere Alternative bestand in Foucaults Konzept der »Praktiken«, die sich dadurch auszeichnen, dass sie in und durch bestehende Diskurse wirksam werden, ohne als solche schon vergeschlechtlicht zu sein (Kap. II.5).

124 Zwar beläßt die von Derrida favorisierte »Als«-Struktur des Verstehens den Status in der Schwebe, aber »Männlichkeit als etwas« kommt hier nicht vor.

Einen vollständig anderen Weg wählte schließlich Elisabeth Bronfen in ihrer umfangreichen Untersuchung *Das verknotete Subjekt* (1998), die hier nicht unerwähnt bleiben soll. Im Stile eines *essai fleuve* ging sie der *Hysterie in der Moderne* (so der Untertitel) nach und kommt dabei zu einer Umkehr des codifizierten Bildes von Tod und Mangel des Subjekts. Der Nabel, und mehr noch die unterschiedlichen »Verknotungen« des Subjekts weisen auf seine konstitutive Mangelhaftigkeit, Verwundbarkeit, Fehlbarkeiten und schließlich Tod. In der Hysterie werde nun genau das ausgestellt (Bronfen 1998, 20); sie erscheint insgesamt als Instanz, welche die phallische Macht dekonstruiert und ablöst. Unter diesem Vorzeichen treten nun auch männliche Figuren im Text auf. Die Hysterie erscheint nicht mehr als »Frauenkrankheit«, sondern als Grundkonstante abendländischer Kulturgeschichte.

Ästhetische Strategien: Ein anderes Schema

Im Kontext der betrachteten feministischen Literatur ließen sich verschiedene ästhetisch-politische Strategien erkennen, deren unterschiedliche Aspekte ich hier zusammenfassen möchte. Die entsprechenden ästhetischen Strategien folgten dabei zwar den Modellen, wie sie in Teil I beschrieben wurden, das heißt, auch sie lassen sich als affirmativ, negativ oder dekonstruktiv beschreiben. Allerdings gehen sie nicht ganz darin auf, sondern nehmen unterschiedliche Zwischen- oder Doppelstellungen ein – oder nähern sich gar ihrem Gegenüber an –, wie im Folgenden noch einmal zusammenfassend dargestellt werden soll. Das daraus entstehende Schema feministischer Schreibweisen soll weder als vollständig, noch als chronologisch verstanden werden, sondern als eine Liste von durchgängigen Strategien, die sich in zeitlich und theoretisch ganz unterschiedlichen Texten auffinden lassen. Es handelt sich also eher um ein Raster von Merkmalen, als um ein vollständiges Modell. Damit unterscheidet es sich von anderen Versuchen, ästhetische Strategien im feministischen Kontext zu sortieren, wie ich im Folgenden kurz skizzieren möchte, bevor ich mein eigenes Schema vorstelle.

Darstellungen ästhetischer Strategien im Kontext feministischer Ansätze gehen zumeist chronologisch vor, häufig verbunden mit einer Unterscheidung nach theoretischen Vorgängern oder Schulen (wie marxistische, ideologiekritische, psychoanalytische, dekonstruktive, diskursanalytische etc.). Sie geben einerseits einen guten Überblick, greifen andererseits notwendigerweise zu kurz, wenn bestimmte Phänomene nur einer »Phase« zugeordnet werden, lediglich als Gegenüberstellung (»ideologiekritische vs postmoderne«) gebraucht oder aber Verknüpfungen

und Zwischenformen nur in Bezug auf ihre theoretische Unvereinbarkeit gesehen werden (etwa bei Osinski 1998).

Explizite Versuche einer Typologisierung von Schreibweisen mit feministischem Anspruch wurden von Christine Garbe (1992) und Sabine Wilke (1996) unternommen. Beide bezogen sich auf konkrete Rezeptions- bzw. Produktionsweisen literarischer/dramatischer bzw. philosophischer Texte: Garbe entwickelte ihre Typologie anhand der feministischen Rezeption von Rousseau. Sie unterscheidet zwischen folgenden Strategien: »Entliterarisierung als Kampfstrategie« (entspricht den *literalisierenden Lektüren*, s.u., ist aber begrenzt auf die frühe feministische Kritik), ideologiekritisch-hermeneutischen Verfahren, psychoanalytischen Lektüren von Frauenbildern als Männerphantasien, wobei psychoanalytische Kategorien in ideologiekritischer Weise gebraucht werden (Garbe 1992, 24) (entspricht dem, was ich unter *Mimesis* bzw. *Mythenlektüre* gefasst habe) sowie poststrukturalistische Lektüren (Schuller und Garbes eigener Ansatz, den sie allerdings in einen hermeneutischen Bezugsrahmen stellt, ebd., 34) und schließlich der Gender-Ansatz, mit dem die Geschlechterdifferenz befragt wird.

Wilkes Modell dagegen fragt nicht nach unterschiedlichen Deutungspraktiken desselben Textes bzw. Autors, sondern nach unterschiedlichen feministischen Strategien, die unter ihrer Ähnlichkeit oder Aufnahme einer theoretischen Schule, nämlich der Kritischen Theorie Adornos und Marcuses bzw. allgemeiner marxistischer Theorie, betrachtet werden. Sie unterscheidet zwischen »negativen« Strategien (Kristeva), »topographischen Lektüren« (Weigel) sowie »mimetischer Lektüre« (Irigaray). Diese Typologie ist mit einem explizit politischen Ziel verbunden, nämlich anhand der untersuchten Ansätze einen materialistisch-sozialistischen Feminismus zu reformulieren (Wilke 1996, 26).

Die in diesem Buch vorgenommene Aufarbeitung feministischer Lektürestrategien geht anders vor, insofern sie um die Subjekt-Problematik arrangiert ist, ein größeres Textkorpus umfasst und etwas andere Schwerpunkte setzt. Die Unterscheidung zwischen »ideologiekritischen«, »poststrukturalistischen«, »psychoanalytischen« etc. Ansätzen führte regelmäßig zu der Kritik, dass sie sich nicht zusammenfügten. Meine Betrachtung dagegen fragt nach strategischen Elementen, die in unterschiedlichen Texten vorkommen, und nicht nur einzelnen Autorinnen, Zeitphasen oder Theorien zugeordnet werden können. Auf diese Weise sollen Überschneidungen und Kombinationsformen in den Blick kommen.

Ideologiekritische Mythenlektüre: Die Lektüre von Weiblichkeitsdarstellungen als kultureller Mythos wurde von de Beauvoir modellbildend vorgeführt. De Beauvoir beschrieb mythische Bilder zwar als wir-

kungsmächtige Medien der Subjektivierung, empfahl selbst aber keine ästhetische Strategie als Ausweg aus der Positionierung von Frauen in der Position des Anderen, der Natur und der Immanenz. Im Gegenteil erscheint die Qualität der künstlerischen Produktion bei ihr abhängig von der sozialen Position, nur von einer starken Position aus könnten wirkungsmächtige Mythen und Bilder geschaffen werden (de Beauvoir 1968, 667). Entsprechend ging für de Beauvoir von ästhetischen Strategien als solche kein emanzipatorisches Versprechen aus. Literatur, wie Künste allgemein, fungieren in ihrem Text als Abbild der Kulturgeschichte, die darüber Auskunft geben, wie weit das, was de Beauvoir als die Emanzipation der Menschheit zur Freiheit betrachtete, insgesamt vorangeschritten sei.

Das Gundschema dieser Mythenlektüre – Kritik an der ideologisch- en Repräsentation von Frau und Weiblichkeit, verbunden mit einer affirmativen Haltung gegenüber einem anderen, »positiven« Weiblichkeitsbild – zieht sich, wenn auch mit unterschiedlichen Schwerpunkten und mit differierenden ästhetischen und politischen Strategien verbunden, durch alle bislang dargestellten Ansätze. Das eher den früheren Texten zuzuordnende Anliegen stellt das Bemühen um eine weibliche Subjektivierung dar, die sich als Strategie der Aufwertung weiblicher Autorinnen gegenüber männlichen Autoren zeigte (Fettereley, Rich, Showalter, Bürger) und in die Frage einer genuin weiblichen Ästhetik mündete. Diese sollte als Differenzqualität und als adäquate Artikulationsform weiblicher Erfahrungen (Bürger, Schweickart) bzw. einer weiblichen Form des Begehrens (Cixous, Irigaray) postuliert werden.

Zum Problem wurde in den ideologiekritisch ausgerichteten Lektüren insbesondere der Wahrheitsanspruch, der in dem Urteil über falsche Frauenbilder impliziert war, aber nicht überzeugend begründet werden konnte. Die Grundlage der eigenen Aussageposition wurde fraglich, da sie über eine strikte Abgrenzung konstruiert war, aber in ihrer Differenz letztlich nicht zu legitimieren war (Schweickart u.a. Standpunkt-Ansätze). Ebenso die inhaltlich zugrunde gelegten Maßstäbe, die sich als ein beschränktes Weiblichkeits- und Emanzipationsideal erwiesen. Zudem wurde zwar eine sozialisierende Funktion von Literatur behauptet, es konnten jedoch keine überzeugenden Maßstäbe für die Bewertung von literarischen Repräsentationen ausgemacht werden, so dass die Wirkung letztlich in simplifizierender Weise auf die Autorintention zurückgeführt wurde.¹²⁵ Stattdessen gingen inhaltliche mit ästhetischen Maßstäben einher: Dem Ideal authentischer, »ganzer« Weiblichkeit galt eine realistische Schreibweise als Norm (Showalter, Bürger).

125 Vgl. dazu auch Weigel 1989, 199, Garbe 1992, 22.

Zum anderen wurde die Mythenlektüre als der kritische Aufweis der symbolischen Verankerung von Geschlechter-Mythen weitergeführt als grundlegende Frage nach Repräsentationsweisen und den Möglichkeiten ihrer Veränderung in der mimetischen Lektüre (s.u.).

Eine besondere Form positiver Strategie stellen *literalsierende Lektüren* dar. Sie setzen durch das wörtliche Lesen die dem Ästhetischen zugeschriebene Literarizität außer Kraft, die sich gerade durch Doppeldeutigkeit und Unentschiedenheit zwischen wörtlicher und metaphorischer Lektüre auszeichnet.¹²⁶ Die wortwörtliche Lektüre zielte darauf, in einer Gegenbewegung zur künstlerischen Konstruktion die Kluft zwischen Repräsentation und Wirklichkeit zu überschreiten, um auf diese Weise dem »Gefühl des Realen« – nämlich des realen Leidens von Frauen an ihrer subalternen Position – Rechnung zu tragen. Literatur erschien jedoch nicht nur als unmittelbares Abbild kultureller Denk- und Erfahrungsweisen, wie es im Extrem bei Millett aufzufinden ist und vielfach kritisiert wurde. Unter der Hand wurde der literarische Text zu einem Modell, das die wahren Strukturen der Wirklichkeit aufzuweisen in der Lage schien; er lieferte sozusagen eine Anschauung für diejenigen Machtmechanismen, die in der Alltagswelt nicht, oder nicht in dieser Klarheit, sichtbar wurden. Das Risiko liegt hier in der ambivalenten Macht identifizierender Lektüren. Denn sie können nicht nur Übereinstimmungen zwischen dem Fiktionalen und der Realität aufzeigen, die eine Erschütterung eben dieser im Alltagsverständnis verankerten Gegenüberstellung bewirken können, sondern auch Differenzen zum Verschwinden bringen. Ablesbar wurde das nicht nur in kritischen, sich abgrenzenden Lektüren, sondern auch in positiven Lesemodellen, wie etwa in der Verschmelzungsvorstellung zwischen Autorin und Leserinnen im Dienste einer feministischen *Community* in Schweickarts Programm einer feministischen Hermeneutik; in der Analogisierung von Textkörper und leiblichem Körper bei Weigel oder bei dem textuell produzierten Subjekt Kristevas.

Probyn unternahm hier einen theoretisch begründeten Versuch, über die bewusste Setzung eines wörtlich gelesenen Modells einen Ausweg zu finden. Auf diese Weise erschien die gewählte Position von vornherein als Konstruktion einer erkenntnisstiftenden Strategie. In diesem Sinne fanden Bilder ihren Einsatz in *konstruktiven Bilder-Lektüren*. Re-

126 Vgl. Garbes Beschreibung einer »Entliterarisierung als Kampfstrategie«; die »vor allem auf die Demaskierung des schönen Scheins der ›hohen‹ Kunst [zielt], um die ›nackte Wahrheit‹ patriarchalischer Ressentiments zum Vorschein zu bringen.« (Garbe 1992, 17). Garbe bezog sich hier auf Millett und die frühe feministische Kritik; das konstruktive Moment im Subtext kommt bei ihr nicht vor.

figurierungen wurden im Sinne eines weiblichen, »ganzen« Subjekts vorgenommen (de Lauretis, Großmaß), aber auch in modifizierten Formen, die sich nicht mehr an der ganzen Gestalt, sondern an Strukturen orientierten. Letzere lassen sich einteilen in solche, die topografisch die Verortung des Weiblichen (Weigel »doppelter Ort«) oder einen möglichen Ort für Frauen zu beschreiben suchten (*space-off* bei de Lauretis) und in jene, die ein neues Subjektivierungsschema entwarfen (die *Falte* bei Probyn, allgemeiner das *Ethos* als Schreib- und Existenzbewegung).

Der diskursanalytische Bezug auf Foucault erschien bei einigen Autorinnen als ein Verfahren, das sich an die Stelle eines ideologiekritischen Vorgehens setzte, insofern es wieder positive Bezugnahmen auf eine soziale Realität zu ermöglichen schien, ohne hinter poststrukturalistische Einsichten zurückzufallen (de Lauretis, McNay). Auch hier ergab sich jedoch die problematische Ambivalenz der Literalisierung, durch die eine wortwörtliche Übernahme als reduktionistisch erscheint.

Im Unterschied zu diesen ästhetisch wie ethisch positiv entworfenen Strategien stellen *mimetische Lektüren* eine Mischform positiver und negativer Elemente dar, insofern sie die gegebenen Repräsentationen und Repräsentationsweisen aufnehmen, um sie in der Wiederholung auszustellen und zu unterlaufen bzw. mit einem selbstreflexiven Subtext versehen wollen. Über die psychoanalytisch geprägte Durcharbeitung von manifesten Repräsentationsweisen, wie in Irigarays Konzept der Durchquerung (Irigaray 1979, 79f), wurde ein Bruch mit positiv-realistischen Strategien vollzogen, inklusive der Bemühungen um positive Gegenbilder. So heißt es bei Sigrid Weigel zum mimetischen Verfahren:

»Es ist ein Verfahren jenseits des Positiven, jenseits positivistischer Aussagen, ein Verfahren, das die Kritik am männlichen Diskurs über die ›Bestimmung des Weibes‹ nicht mit einer Antwort auf die Frage verknüpft, was die Frau wirklich sei oder sein solle. Und in diesem Sinn sind dann auch die zahlreichen Versuche zu verstehen, die Konstitution von ›Weiblichkeit‹ und ›Frau‹ im literarischen, philosophischen und psychoanalytischen Diskurs historisch und am einzelnen Text nachzuzeichnen. Versuche – in der Terminologie Kristevas – die ›zweite Wahrheit‹ nicht über die Frau und Weiblichkeit, aber über die Bedeutung von ›Frau‹ und ›Weiblichkeit‹ zu sagen.« (Weigel 1989, 200)

Solche »Praktiken produzierender Nachahmung« (ebd., 201) wurden von Weigel dem Spektrum poststrukturalistisch-dekonstruktiver Ansätze zugeordnet, welche die problematisch gewordene feministische Ideologiekritik ablösen sollte. In solchen Lektüren änderte sich die Perspektive grundlegend, indem sie sich vom Inhalt auf die Ebene der Repräsentation bewegte: vom kritischen Gegenentwurf zur *Mimesis* (Irigaray), von

der Repräsentation zur *Transposition* (Kristeva) oder vom Frauenbild zur *Allegorie zweiten Grades* (Weigel). Tatsächlich aber ist die Grenze zwischen poststrukturalistischen und ideologiekritischen Vorgehensweisen so trennscharf nicht. Auf der einen Seite wurden dekonstruktive Herangehensweise aufgenommen, wie die Ausweitung des Textbegriffs, der Begriff der Differenz/en, die Frage nach den Verschränkungen von »Sagen« und »Tun« des Textes. Das ästhetische Ideal änderte sich: Jetzt stand auch im feministischen Kontext die Literatur der Moderne Modell für eine »fließende« (Cixous) ebenso wie für eine rhetorisch-travestierende Form von Weiblichkeit (Felman, Vinken u.a.) oder ein prozesshaftes Subjekt (Kristeva).

Dennoch wurde keine reine Uneindeutigkeit/Unlesbarkeit propagiert, wie sie etwa bei de Man formuliert wurde, oder die Eigenbewegung des Textuellen als oberste ethische Forderung gesetzt (wie bei Derrida). Sondern die ideologiekritische Bewertung wurde sehr wohl beibehalten – nicht zuletzt bei Weigel selbst, die sich explizit um eine Verknüpfung von Kritischer Theorie und Poststrukturalismus bemühte. Die kritische Zielsetzung führte jedoch wiederum, wie wiederholt kritisiert wurde, zu ungerechtfertigten Positivierungen und Normierungen. Auch hier, so ließe es sich anders formulieren, kommt das »Gefühl des Realen« zum Tragen, das eine Literaturanalyse zielgerichtet für die Erkenntnis kultureller Wirklichkeit über die Ebene des Symbolischen einsetzt. Problematisch wurde hier die Übertragung symbolischer Positionierung auf die soziale: Weigel, wie zuvor Gilbert/Gubar bzw. Irigaray, nahm die symbolische Positionierung des gleichzeitigen Aus- und Eingeschlossen-Seins zur Grundlage ihrer Analysen, wobei erst in ihren späteren Texten das »ausgeschlossene Weibliche« nicht mehr direkt positiviert wird, sondern als Frage offengehalten wird. Dort setzte jedoch die Rede von der »Entleibung« und »Tötung« des weiblichen Körpers durch eine allegorische Verwendung die Gleichsetzung ein.

Dekonstruktive Theoreme fanden sich vielfach für eine feministische Textpolitik positiviert wieder: Dazu gehört an prominenter Stelle die weibliche *Schrift*, die als Ausdruck eines weiblichen Begehrens utopischen Charakter erhielt (Cixous). Derridas Konzept der *Bejahung* erschien nicht nur als eine »weibliche« Strategie (Derrida/Bennington 1994, 212), sondern sollte auch als eine feministische Strategie nutzbar gemacht werden (Cixous, Cornell). Bei Cornell findet sich ebenfalls die Literalisierung von Weiblichkeit als *Stil*; die rhetorische Lesart de Mans avancierte in analoger Weise zur positiven Bestimmung von Weiblichkeit als *Travestie* (Felman, Garber). Als Ausweg aus diesem Dilemma formulierte Johnson ihre *als-ob*-Strategie, mit der sie die Übertragung dekonstruktiver Theoreme auf soziale Phänomene begründete. Hier stellt

sich die Frage, ob sich dieser Gedanke an Derrida anschließen läßt, der die *als-ob*-Struktur als grundlegenden metaphorischen Mechanismus der Repräsentation beschrieb – es gebe immer nur Darstellung von etwas als etwas (vgl. Kap. II.4). Allerdings erscheint der Zugriff bei Johnson pragmatischer und zweckorientiert; es geht um eine Verfügung über Bedeutung und Erzeugung von Bedeutung, und ist in dieser Hinsicht eher ein instrumentell einsetzbares ideologiekritisches Verfahren, das dort die Grenzen erreichte, wo die rhetorische Verfasstheit zum Abbild des Wirklichen wurde (vgl. Kap. III, achter Abschn.).

Generell erscheint damit die Dekonstruktion nicht nur tatsächlich *dekonstruktiv* eingesetzt, also zum Aufweis machtvoller Strukturen sprachlicher Setzungen, sondern auch *konstruktiv*, d.h. im Dienste positiver sprachlicher Verkörperungen von Frau und Weiblichkeit (als Metapher, Metonymie, Prosopopöie oder rhetorische Figur schlechthin mit der Funktion der Travestie).

Der von Jacobus kritisierte »Repräsentationalismus«, also die Suche nach sprachlichen Verkörperungen, erwies sich letztlich also als wirkmächtiger als die Verlockungen des »Unsagbaren«, der »Nichtung« und Selbstüberwindung im Text, wie sie in Teil I und II beschrieben wurden. Entsprechend kommen negative Strategien in den beschriebenen feministischen Entwürfen nicht vor – mit einer Ausnahme: Julia Kristeva legte als einzige ein ästhetisches Programm vor, das ausdrücklich die negativen, sinnzersetzenden Momente in der Bedeutungsproduktion zum Thema machte.¹²⁷ Anders als in anderen feministischen Begründungen, wonach die Negation deswegen abzulehnen sei, weil in der Verneinung dasjenige, was negiert werden solle, immer noch erhalten bleibe (Modleski) – ein Effekt, der sich ja auch als Problem bei den Überwindungsversuchen des männlichen (Autor-)Subjekts darstellte (vgl. Kap. I.4, II.6) –, plädierte Kristeva für die Notwendigkeit des Negativen. Ähnlich wie in Adornos negativer Dialektik betonte Kristeva die Existenzberechtigung des ganz Anderen (vgl. Wilke 1996, 27ff). Im Unterschied zu Derrida, der dies auf seine Weise ebenfalls tat, wollte Kristeva das Heterogene in den Symbolisierungsprozess integrieren. Mit ihrem prozesshaften Subjektentwurf setzt sie dem Nichtungs-Modell eines der (möglichst vollständigen) Artikulation entgegen, das aber wiederum den Anschein erweckt, es könnte instrumentalisiert werden.

Letztlich erscheint das Vorgehen in den beschriebenen Ansätzen als ein Oszillieren zwischen den Polen positiver und negativer Strategien: Die einen (wie Felman, Johnson, Menke) nahmen den Prozess der Be-

127 Wilkes Typologie feministischer Strategien enthält zwar an erster Stelle die negative Strategie, allerdings ist Kristeva hier die einzige Vertreterin (Wilke 1996, 27ff). Siehe zu weiteren negativen Strategien Trinh (IV.2.).

deutungssetzung kritisch-dekonstruierend in den Blick, um mit Forderungen nach positiven Äußerungspositionen zu schließen, die dann aber im Kontext mimetischer Verfahren kaum noch zu begründen waren. Die anderen forderten positive Setzungen von Frau und Weiblichkeit, kamen aber dann an den Punkt, an dem die normierenden Vorgaben als störend und unhaltbar empfunden wurden (Großmaß). Das Umschlagen von einer Strategie in die andere scheint hier die zwingende dialektische Konsequenz zu sein.¹²⁸ Unter dieser Perspektive wird die These von de Lauretis einer stets doppelten Vorgehensweise in der feministischen Theoriegeschichte erneut bestätigt. Als Versuch, dies zusammenzubinden, lassen sich die mimetischen Strategien verstehen. Sie unterscheiden sich in dieser Hinsicht von der Dekonstruktion Derridas oder de Mans. Insofern hier häufig eine ideologiekritische Verwendung dekonstruktiver Theoreme mitgedacht ist, erscheint es mir insgesamt sinnvoller, von »Mimesis« zu sprechen, als etwa von »feministischer Dekonstruktion«.

Zwischen Benennung und Entnennung

Die grundlegende Problematik der Repräsentation des Subjekts, von »Weiblichkeit« und »Männlichkeit« läßt sich als ein Dilemma zwischen den Strategien der *Benennung* und *Entnennung* fassen. Beide Begrifflichkeiten sind ambivalent in Bezug auf die ihnen zugesprochenen politischen Wirkungen: So wurde »Ent-Nennung« von Roland Barthes in *Mythen des Alltags* in einem ideologiekritischen Sinne eingeführt zur Bezeichnung der Namenlosigkeit derer, die sich in einer (nationalen) Gemeinschaft universal setzten und darüber ihre spezifischen Interessen verschleierten (hier: die »Bourgeoisie«, Barthes 1991, 124f). Diese Nicht-Markierung steht im Gegensatz zu der Markierung all jener, die als partikular gelten und stets als Abweichung und Besonderheit aufgewiesen werden. In diesem Sinne traten frühe feministische Strategien der Benennung auf, das vermeintlich Universale – nun das Männliche – zu situieren, ebenso wie das Eigene zu kontextualisieren.

Wie gezeigt, konnte diese Art der Benennung den partikularen Status von Weiblichkeit gerade nicht verändern. Cornelia Klinger sprach denn auch von den notwendigen Grenzen, die einem »Sprechen als Frau« zukomme: Die Einforderung von partikularen Rechten führte auch nur zu einem partikularen Status, der niemals gesellschaftlich wirklich relevant würde, da er *per se* nicht mehrheitsfähig sei (Klinger 1998).

128 [...] der Zwist [zwischen positiven und negativen Philosophien] ist ein Ähnlichkeitsritual; kurzum: der Streit ist manchmal nur die komplizierte Form, eine Identität zu leben« (Odo Marquard 1975, 188).

Konsequenterweise sollten Feministinnen also im Namen von universalen Rechten sprechen, um Gehör zu finden.

Unter dekonstruktivem Vorzeichen erschien die Benennung als ein machtvoller Akt der (äußeren) Zuschreibung, deren Sinnfixierungen durch den Aufweis ihrer Kontingenz begegnet werden müsse, auch um einen Entzug von Bedeutung zu erreichen (Derrida). Entnennung bekommt also hier eine gegenläufige Bedeutung, insofern damit nicht eine Immunisierung von Macht, sondern ihr Abzug anvisiert wird. (Die Frage drängt sich natürlich dennoch auf, inwieweit der Entzug nicht auf eine Immunisierung hinausläuft.) Erst dann seien die Bedingungen dafür geschaffen, dass das Partikulare tatsächlich in Erscheinung treten könne.

Übertragen auf die Geschlechterdifferenz und das geschlechtlich differenzierte Subjekt läßt sich nun formulieren, dass die feministische Politik der Benennung dort an ihre Grenzen stieß, wo der Aufweis der Geschlechterhierarchie zur Wiederkehr des Ewiggleichen verkam, also stets aufs Neue bestätigt wurde, inklusive des Modells einer symbolischen Tiefendimension, die sich an stets neuen Oberflächen manifestierte. Weder konnte »das Weibliche« am Universalen partizipieren, noch wurden Repräsentationsmöglichkeiten eröffnet für Subjektivitäten außerhalb dieser Zuschreibungen (oder in Verknüpfung von unterschiedlichen Distinktionsmerkmalen, wie die Kritik aus dem Spektrum des *Third-World-Feminismus* u.a. zeigte). Zum anderen aber blieb es ebenfalls unbefriedigend, wenn sich die Geschlechterdifferenz als ein rhetorisches Wirken zu verflüchtigen schien, ohne dass soziale Machthierarchien adäquat benannt wurden.

Ein Ausweg bot die Diskussion um die Texte von Judith Butler, in denen sich soziale und symbolische, handlungsorientierte und repräsentationskritische Elemente auf eine vielversprechende Art und Weise zu verbinden schienen. Und die zudem die Möglichkeit der Überwindung der Geschlechterdifferenz hin auf eine Pluralität möglicher Geschlechts- und Subjektidentitäten in Aussicht zu stellen schienen, ohne auf politische Handlungsfähigkeit zu verzichten. Einen anderen Umgang mit Differenzen wies auch Trinh T. Minh-ha, dies jedoch in einem postkolonialen Kontext, in dem die Katatogie *Race* ins Verhältnis zu *Gender* gegesetzt wurde. Schließlich soll der Ansatz von Donna Haraway vorgestellt werden, deren Ausgangspunkt das Verhältnis von Mensch, Technik und Natur bildete. Alle drei Autorinnen entwickelten die in diesem Teil der Arbeit vorgestellten Ansätze in je spezifischer Weise unter Aufnahme »postmoderner« Theoreme und Topoi weiter.